

5. ›Kämpfe ums Möglichwerden‹ Sicherungsprozesse im Kontext prekärer Subjekt-Bildungen

Im folgenden Kapitel wird prekären Prozessen der Subjekt-Bildung nachgegangen. Diese sind als solche Prozesse zu begreifen, bei denen immer wieder zur Disposition steht, ob und inwieweit Individuen zu Subjekten werden (können). Es sind Subjektivierungsprozesse, bei denen permanent Anstrengungen unternommen werden müssen, die Subjektposition im Intelligiblen zu sichern, um sich nicht auf einem Platz jenseits des Anerkennbaren wiederzufinden. Solche prekären Seinsweisen sind im ›Dazwischen‹, im Raum zwischen Norm und Scheitern, lokalisiert, denn durch gefährliche Adressierungen kann man an die Grenzen des Anerkennbaren verwiesen werden. Eine solche Position innezuhaben, geht mit der dauerhaften Gefahr einher, Gewalt und Auslöschung ausgesetzt zu sein. Aufgrund dieses steten Risikos der Verwerfung müssen deswegen permanent Anstrengungen unternommen werden, die eigene Intelligibilität zumindest partiell/temporär zu sichern (vgl. dazu Kap. 3).

In der poststrukturalistischen Subjektivierungsforschung wurde in den letzten Jahren vermehrt auf die Potenziale von Übersteigerung und Kritik angesichts der Performativität diskursiver Praktiken im Allgemeinen und verletzender Ansprachen im Spezifischen verwiesen. Betont wird dabei, dass mit Seinsweisen im ›Dazwischen‹ immer auch die Möglichkeit zur Verschiebung der Grenzen des Anerkennbaren und der Erweiterung des Bereichs des Intelligiblen einhergeht (vgl. Kap. 2.3.3). Aber auch wenn Positionierungen ›an der Grenze‹ stets das Potenzial der Entunterwerfung inhärent ist und diese somit möglicherweise eine Kritik der Norm ermöglichen, resultieren sie zugleich in dem existenziellen Erfordernis, die eigene Subjektposition zu erhalten. Letztendlich ist es diese prinzipielle Gleichzeitigkeit sowie Verschränkung von Unterwerfung und Widerstand, die Prozesse prekärer Subjektivierung grundsätzlich charakterisiert.

Diesem Verständnis folgend ist es ein Anliegen der Untersuchung, die Ausgestaltung der ›Kämpfe ums Möglichwerden‹ in Prozessen prekärer Subjektivierung genauer zu analysieren – im Hinblick auf die sich in ihnen realisierenden

(Un-)Möglichkeiten und Bedingungen von Kritik, dies- und jenseits von Resignifizierungen. Ziel der empirischen Analyse ist die Betrachtung unterschiedlicher Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen sowie der Ordnung der ›Kämpfe ums Möglichwerden‹ angesichts prekärer Subjekt-Bildung. Subjektivierung wird damit als Prozess jenseits der Gegenüberstellung von Subjekt und Ordnung betrachtet. In der empirischen Betrachtung wird so der gegenseitigen Bedingtheit von Handlungsfähigkeit und gesellschaftlicher Positionierung sowie der Relation von Anrufung und Umwendung systematisch nachgegangen.

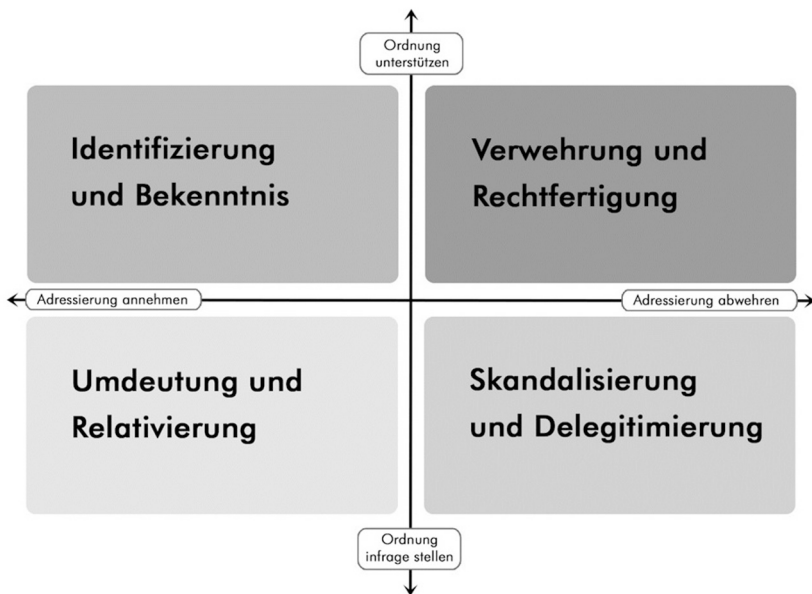
Im Kontext von Interviews mit Müttern in ›Maßnahmen zur Aktivierung und beruflichen Eingliederung in den Arbeitsmarkt‹ kann betrachtet werden, wie prekäre Subjektwerdungen ›in actu‹ stattfinden. Im Rahmen der Analyse verschiedener Szenen wird im Folgenden eine Systematisierung der Streuung und Relationierung verschiedener Umgangsweisen angesichts gefährlicher Adressierungen vorgenommen. Durch die nähere Betrachtung einzelner Szenen wird dabei nachvollzogen, auf *welche unterschiedlichen Weisen* die eigene Subjektposition als intelligible herzustellen versucht wird. Es wird der Frage nachgegangen, wie durch die Interviewten angesichts gefährlicher Adressierungen versucht wird, die eigene Subjektposition vor Verwerfung zu schützen und Intelligibilität zu erlangen und wie dabei verschiedene Arten von Umwendungen im Verhältnis zueinander stehen.

Ein zentrales Ergebnis der empirischen Analyse ist die Systematisierung und Relationierung der verschiedenen Umgangsweisen angesichts gefährlicher Adressierungen und damit die Skizzierung eines Raums unterschiedlicher Umwendungen. Herausgearbeitet werden konnte, dass die Bemühungen, Subjektpositionen angesichts der prekären Lage als intelligibel abzusichern, insbesondere in Bezug auf zwei Aspekte differenziert werden können: Sicherungsstrategien im Kontext prekärer Subjektivierung lassen sich zum einen danach unterscheiden, ob in ihnen (gefährliche) Adressierungen eher abgewehrt oder eher angenommen werden. So wird beispielsweise die in den Interviews mitunter erfolgende Ansprache als ›junge Mutter‹ an einigen Stellen des Materials als nicht zutreffend zurückgewiesen (›ich (2) fühle mich da eigentlich ehrlich gesagt nie mit angesprochen«, Szene 113_116), während sie an anderen Stellen bestätigt wird (›warum muss es heißen wenn *ich junge mutter bin* dass ich keinen abschluss habe«, Szene 74, eigene Hervorhebung).

Zum anderen lassen sich die Sicherungsstrategien solcherart differenzieren, ob in ihnen die in Adressierungen (re-)produzierte machtvoll Ordnung eher unterstützt oder aber infrage gestellt wird. Zum Beispiel wird das Konzept des ›ausgenutzten Sozialstaats‹ in einigen Momenten in seiner Legitimität nachdrücklich bestätigt (›es WIRD auf einer seite ausgenutzt der staat wird (1) wird auf jeden fall von man/manchen menschen (1) oder von manchen gruppierungen äh (1) ausgebeutet (1) auf jeden fall«, Szene 92), an anderen Stellen aber vielmehr als Ordnungsprinzip angefochten (›wenn du keine lösung hast dann *musst* du zu denen [dem Jobcenter] gehen«, Szene 281, eigene Hervorhebung).

Der Raum unterschiedlicher Umwendungen spannt sich so einerseits anhand der Dimension »Adressierung abwehren versus Adressierung annehmen« und andererseits anhand der Dimension »Ordnung unterstützen versus Ordnung infrage stellen« auf. Die in den verschiedenen Szenen analysierbaren Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen lassen sich im Hinblick auf diese beiden Dimensionen einordnen. Dadurch lässt sich beispielsweise eine Szene, in der herausgestellt wird, irrtümlich als ›Teenie-Mutter‹ adressiert zu sein, in Bezug auf die erste Dimension dahingehend verorten, dass in ihr die gefährliche Adressierung (›Teenie-Mutter‹) als nicht zutreffend zurückgewiesen wird. In Bezug auf die zweite Dimension ist sie zugleich so zu kategorisieren, dass die durch die Adressierung (re-)produzierte Ordnung (›Teenie-Mütter‹ erzielen in der Kindererziehung keine ›guten Resultate‹) dabei bestätigt wird. Die Adressierung wird also individuell abgewehrt, die Ordnung aber als legitim unterstützt (siehe Kap. 5.1.1).

Abbildung 2: Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen (X-Achse: Adressierung abwehren (+) vs. Adressierung annehmen (-); Y-Achse: Ordnung unterstützen (+) vs. Ordnung infrage stellen (-))



Wenn nun mithilfe dieser beiden Dimensionen eine Skizzierung des Raums unterschiedlicher Umwendungen vorgenommen wird, ergeben sich vier unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten der Aspektausprägungen. In diesem so

entstehenden Raum können die Szenen jeweils verortet werden. Abbildung 2 verdeutlicht einen solchen Raum unterschiedlicher Umwendungen graphisch. Die X-Achse bildet dabei die Dimension »Adressierung abwehren (+) vs. Adressierung annehmen (-)« ab, die Y-Achse die Dimension »Ordnung unterstützen (+) vs. Ordnung infrage stellen (-)«. Jeder Bereich bildet ein Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen ab.

Jeder Bereich lässt sich sowohl in Bezug auf den Aspekt der Abwehr/Annahme der Adressierung als auch der Unterstützung/Infragestellung der Ordnung beschreiben. Damit steht jeder der vier Bereiche für ein spezifisches Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen. Diese Schemata lassen sich wie folgt charakterisieren:

- Bereich 1: Adressierung abwehren, Ordnung unterstützen – Schema: Verweh-
rung und Rechtfertigung
- Bereich 2: Adressierung abwehren, Ordnung infrage stellen – Schema: Skan-
dalisierung und Delegitimierung
- Bereich 3: Adressierung annehmen, Ordnung infrage stellen – Schema: Um-
deutung und Relativierung
- Bereich 4: Adressierung annehmen, Ordnung unterstützen – Schema: Identi-
fizierung und Bekenntnis

Die zuvor angesprochene Szene, in der herausgestellt wird, irrtümlich als ›Teenie-Mutter‹ adressiert zu sein, wäre beispielsweise im Bereich *Verweh-
rung und Rechtfertigung* verortet. In ihr wird die eigene Intelligibilität dadurch gesichert, dass sich gegen die gefährliche Adressierung verwehrt wird, da diese als individuell unzu-
treffend – als irrtümlich an sich selbst adressiert – konzeptualisiert wird. In ande-
ren Szenen finden sich andere Strategien, beispielsweise der Versuch der Umdeu-
tung einer gefährlichen Adressierung. So wird in einer Szene argumentiert, dass
zwar die Ansprache als ›Teenie-Mutter‹ durchaus zutreffend sei, dass aber ›Teenie-
Mütter‹, entgegen der enthaltenen Annahme, nicht zwangsläufig auch schlechte
Mütter seien, sondern durchaus sehr gut für ihre Kinder sorgen könnten. Solch
eine Szene wäre im dritten Bereich *Umdeutung und Relativierung* verortet.

Eine Darstellungsweise zu finden, in der systematische und gegenstands-
bezogene Themen in ihrer Verschränkung bearbeitet werden können, ist eine
grundlegende Herausforderung. Empirische und theoretische Zugänge tat-
sächlich in ein ›Verhältnis produktiver Überlagerungen‹ (vgl. Thompson/Jergus/
Breidenstein 2014b: 16) zu bringen, gestaltet sich – auch in Bezug auf die konkrete
Ergebnisdarstellung dieser Studie – als permanente Gradwanderung, geht es
doch darum, zugleich der systematischen wie der gegenständlichen Dimension
des Materials gerecht zu werden. Das Material enthält stets mehr als in (jeglicher
Form) begrifflicher Beschreibung sichtbar werden kann *und* verweist auf mehr als

das, was sich in ihm konkret realisiert. Die Herausforderung besteht dementsprechend darin, Unbegriffenes begrifflich zu machen und dabei weder bloß eine heuristische Indienstnahme von Theorie vorzunehmen noch lediglich empirische Ergebnisse durch Theorie zu verorten (vgl. Kap. 4).

Es wurde bereits darauf verwiesen, dass die im Weiteren erfolgende Untersuchung der verschiedenen Szenen einzelne Punkte und Bewegungen innerhalb dieser scharf stellt. Dies geschieht, um Verknüpfungen herauszustellen und auf wiederkehrende Mechanismen und Strategien zu verweisen (vgl. auch Kap. 4.3.3). Die Fokussierung auf solche Mechanismen und Strategien verlangt eine Zuspitzung innerhalb der analytischen Betrachtung. Sie birgt das Risiko einer rein schematischen Beschreibung des Materials. Mit dem Anliegen, Systematisierung sichtbar zu machen, geraten zugleich Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten, durch die tatsächlich alle betrachteten Szenen gekennzeichnet sind, aus dem unmittelbaren Fokus.

In allen analysierten Szenen lassen sich unterschiedliche, sich ablösende, mit einander verknüpfte und/oder sich ergänzende Umgangsweisen finden. Die folgende Betrachtung der einzelnen Szenen nimmt aus Systematisierungsgründen jedoch Vereinfachungen und Pointierungen vor. Zugleich ermöglicht es erst diese in der Darstellung erfolgende Zuspitzung, die Streuung verschiedener Sicherungsstrategien im Raum unterschiedlicher Umwendungen systematisch zu beschreiben. Zielsetzung der folgenden Darstellung der empirischen Ergebnisse ist es insbesondere auch, die vier verschiedenen Schemata von Umgangsweisen anhand der Betrachtung charakteristischer Szenen und der sich in ihnen realisierenden Sicherungsstrategien zu elaborieren. Dabei dürfen die dargestellten einzelnen Szenen aber nicht als klar abgegrenzte Fälle betrachtet werden. Wenn anhand der Szenen spezifische Aspekte betont werden, dann nicht, um eine Typologie auszuführen, sondern um Prinzipien und Relationen verschiedener Umwendungen zu verdeutlichen.

Anliegen der Analyse ist das Nachvollziehen der Ausgestaltung der ›Kämpfe ums Möglichwerden‹ im Vollzug. Anhand der systematischen Abhandlung ausgewählter Szenen sollen insbesondere auch verschiedene Schemata des Umgangs mit gefährlichen Adressierungen und damit verbundener prekärer Subjektivierung untersucht werden. Hinsichtlich der Beschreibung der Schemata von *Umdeutung und Relativierung* sowie *Identifizierung und Bekenntnis* stehen dabei im zweiten Teil des Kapitels solche Sicherungsstrategien im Fokus, in denen die Annahme der Adressierung erfolgt. Zunächst jedoch werden unterschiedliche Szenen dargestellt, in denen die eigene Intelligibilität gerade dadurch zu sichern versucht wird, dass innerhalb ihrer Adressierungen abgewehrt werden.

Grundsätzlich enthalten alle Szenen sowohl (partielle) Annahmen als auch Zurückweisungen von Adressierungen.¹ Zugleich lassen sich jedoch grundlegende Unterschiede dahingehend finden, inwieweit die Umwendung insbesondere mit der Betonung ›Ich bin das nicht‹ oder aber mit der Affirmation der Anrufung einhergeht. Diese können mithilfe der Gegenüberstellung verschiedener Szenen nachvollzogen werden. Gleiches gilt auch hinsichtlich der Kontrastierung von Prinzipien, innerhalb derer die Ordnung unterstützt oder infrage gestellt wird. Auch diesbezüglich finden sich in den Szenen zumeist Verquickungen und Überlagerungen beider Aspekte. Dennoch kann differenziert werden, inwieweit primär eine Bestätigung der Ordnung stattfindet oder aber diese in Zweifel gezogen wird. Diesen unterschiedlichen Realisierungsweisen nachzugehen, ist Ziel der folgenden Darstellung.

Dafür werden nun nacheinander die verschiedenen Bereiche des skizzierten Raums unterschiedlicher Umwendungen dargestellt (vgl. Abbildung 2). Für jedes Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen werden verschiedene Szenen in den Blick genommen, anhand derer die spezifische Ausgestaltung von Sicherungsstrategien im Kontext prekärer Subjektivierung betrachtet wird. Zunächst wird dabei auf Szenen eingegangen, in denen Strategien der *Verweh- rung und Rechtfertigung* (Bereich 1) hervortreten. Im Anschluss werden solche betrachtet, in denen *Skandalisierung und Delegitimierung* gefährlicher Adressierungen sichtbar werden (Bereich 2). In einem dritten Unterkapitel folgt die Inblicknahme von Szenen, innerhalb derer *Umdeutung und Relativierung* als Umgangsweisen erscheinen (Bereich 3). Schließlich geht es um Szenen, in denen Sicherungsstrategien von *Identifizierung und Bekenntnis* nachvollziehbar sind (Bereich 4). Am Ende wird noch einmal resümierend der Raum unterschiedlicher Umwendungen angesichts gefährlicher Adressierungen skizziert.

1 Analytisch solche Szenen zu betrachten, in denen (gar) keine Annahme stattfindet, lässt sich dabei als ein grundsätzlich paradoxes Vorhaben kennzeichnen. Denn, wie Schäfer und Thompson herausstellen, besteht in Bezug auf die Beschäftigung mit Adressierungen in empirischen Szenen immer das Problem, dass ja gerade in der Abwehr die Adressierung reaktualisiert wird: »Wann immer sich in uns der Eindruck manifestiert, dass wir uns rechtfertigen sollten, dass wir andere in ihren Auffassungen über uns korrigieren sollten, haben wir (von uns als unzureichend empfundene) Zuschreibungen schon mit uns selbst in Verbindung gebracht.« (Schäfer/Thompson 2010: 26) Um Momenten nachzugehen, in denen der ›Anruf durch die Polizei‹ nicht nur *überhört* (vgl. dazu Kap. 5.2.1), sondern *nicht* gehört wird, müssten wohl am ehesten Szenen betrachtet werden, in denen im Anschluss an eine von I erfolgende Adressierung ein (thematischer) Bruch erfolgt und As Antworteinsatz thematisch different zur durch I erfolgten Adressierung ansetzt (solche Szenen finden sich vereinzelt innerhalb des Materials). Allerdings bliebe auch eine solche Thematisierung durch die_den Forscher_in mit dem Problem konfrontiert, dass diese_r mit dieser Thematisierung wiederum die Wirkmächtigkeit der Adressierung reaktualisieren würde.

5.1 Verwehrung und Rechtfertigung

Ein erstes Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen angesichts des Versuchs, die eigene Intelligibilität zu sichern, kann unter den Prinzipien *Verwehrung und Rechtfertigung* zusammengefasst werden. Umwendungen, die in diesem Bereich verortet sind, sind dadurch charakterisiert, dass in ihnen die Adressierung abgewehrt und zugleich die Ordnung unterstützt wird. Es wird sich in solcher Weise auf die gefährlichen Adressierungen umgewandt, als dass die eigene Betroffenheit von diesen Adressierungen zurückgewiesen wird. Die Adressierung wird als individuell unzutreffend abgewehrt und sich gegen ihre Wirkmächtigkeit für die eigene Subjektposition zur Wehr gesetzt. Herausgestellt wird, dass die in der Adressierung enthaltene Ordnung zwar grundsätzlich zutreffend sei, man selbst jedoch eigentlich gar nicht beziehungsweise nicht wirklich gemeint sei. Es wird betont, dass die Adressierung zu Unrecht erfolgt und dass man das, als was man adressiert wurde, gar nicht ist: keine schlechte ›junge Mutter‹, nicht arm und gefährlich, kein_e ›Sozialschmarotzer_in‹.²

Die eigene Position wird von der Adressierung abgegrenzt, zugleich wird jedoch die durch die Adressierung (re-)produzierte Ordnung bestätigt. Um sich der Verwerfung zu entziehen und Intelligibilität zu erlangen, wird einerseits die Wahrhaftigkeit der Adressierung bekräftigt, andererseits wird diese hinsichtlich der individuellen Position zurückgewiesen. In eben dieser Zurückweisung wird damit sowohl die Existenz und Gültigkeit der Ordnung als auch die der prekären Subjektposition als solche anerkannt. Weder die Adressierung oder die darin vermittelte Ordnung werden zur Disposition gestellt. Vielmehr wird in der Betonung des ›Ich bin das nicht‹ die Adressierung als gefährliche und die mit ihr verbundene Subjektposition als legitime (re-)produziert. Es wird betont, dass die Adressierung *auf eine_n selbst* nicht zutrifft und man anders als das darin vermittelte Bild ist. Das Bild als solches wird nicht infrage gestellt, sondern erscheint als zutreffend. Nicht die in der Adressierung enthaltene Ordnung wird problematisiert, sondern die individuelle, eigene Adressierung: Es gibt sie, die ›schlechten Mütter‹, die ›gefährlichen Armen‹, die ›Sozialschmarotzer_innen‹, die das Wohlfahrtssystem ausnutzen – aber man selbst gehört nicht zu ihnen.

In der Gesamtschau des Materials finden sich zahlreiche Momente dieses verwehrend-rechtfertigenden Umgangs mit gefährlichen Adressierungen. Im Weiteren werden nun drei Szenen betrachtet, in denen solche Strategien der *Verwehrung und Rechtfertigung* hervortreten. Zunächst wird dabei anhand einer Szene nachvollzogen, wie gegen die Adressierung als ›junge Mutter‹ protestiert und herausgestellt

2 Ganz im Sinne der von Judith Butler aufgeworfenen Situation, dass das durch die Polizei angerufene Individuum ja auch mit »Das bin ich nicht, das muß ein Irrtum sein!« antworten kann (Butler 2006a: 59, siehe auch Kap. 4.2.1).

wird, dass diese eine irrtümliche Zuordnung ist (Kap. 5.1.1 Protestieren – Sich gegen die irrtümliche Zurechnung zur Wehr setzen). Eine weitere Szene zeigt auf, wie die eigene Subjektposition darüber gesichert wird, sich als Ausnahme in Opposition zu einer Gruppe der ›gefährlichen Anderen‹ zu positionieren (Kap. 5.1.2 Sich abgrenzen – Anders als die ›gefährlichen Anderen‹ sein). Abschließend wird eine dritte Szene betrachtet, in der versucht wird, die eigene Position ›auf der richtigen Seite‹ hervorzubringen. In dieser wird angestrebt, die eigene Intelligibilität dadurch zu sichern, dass die eigene Position in Kongruenz zur Ordnung verortet wird (Kap. 5.1.3 Die Seite wechseln – ›Maßnahme ist kein gutes Wort‹).

5.1.1 Protestieren – Sich gegen die irrtümliche Zurechnung zur Wehr setzen

Die folgende Szene zeigt, wie die Verwehrung gegen eine gefährliche Adressierung dadurch erfolgt, dass diese als Irrtum zurückgewiesen wird. In der Szene wird gegen eine Zuordnung zu den ›jungen Müttern‹ protestiert, indem unterschiedliche Resultate von Elternschaft gegenübergestellt werden. Über die Betonung, dass die eigene Elternschaft ›gute Resultate‹ bringt, kann sich von der gefährlichen Adressierung als ›junge Mutter‹ abgegrenzt und somit die eigene Subjektposition gesichert werden.

I: »hm und in der (1) gesellschaft oder in den medien oder so gibt es ja manchmal so vorurteile quasi gegen junge mütter (1) (A: mhm) ähm würden sie sozusagen sagen dass das (2) also genau dass das eigentlich oder wie geht es ihnen damit wenn so was dann kommt? (2)«

A: »hm also ich (2) fühle mich da eigentlich ehrlich gesagt nie mit angesprochen ich kenne auch einige beispiele (1) wo ich mir echt ähm ich hatte zum beispiel damals ein mädchen in meiner klasse (1) die hat die war im siebten monat schwanger die war auch erst siebzehn oder so und hat aber geraucht wie so ein schlot und (1) das ist hat aber für mich nichts mit ähm alter zu tun weil ich habe das nicht gemacht und ich war auch mit achtzehn schwanger das ist einfach (2) es gibt halt einfach ein bisschen (1) beschränkte menschen halt irgendwie aber das hat mit dem alter glaube ich wenig zu tun (1) also [name des Kindes] dann bekommen habe haben mich auch schon oft leute so komisch angeguckt von wegen oh teenie-mutter wie asi und so weil da sah ich halt auch noch ein bisschen jünger AUS und habe mich (1) ja geschminkt sah halt noch ein bisschen aus wie so ein teenie (1) ähm (2) aber (1) ich (1) meiner meinung nach (1) bin ich davon nicht betroffen (1) und habe mich auch nie so gefühlt weil ich finde eigentlich ähm (2) alter hin oder her ich habe das eigentlich immer ganz gut gemacht und äh sehe auch gute resultate bei meiner kleinen jetzt (1) und von daher nein fühle ich mich davon eigentlich nicht angegriffen aber es gibt einige beispiele wo das

echt zutrifft wo man sich da manchmal denkt oh mein gott (1) also zum beispiel seinem kind dann irgendwie (1) die ist EINS und trinkt schon fanta oder isst die ganze zeit kinderriegel und so was wo ich mir so da äh (2) ja (1) aber da habe ich mir auch schon mit siebzehn gedacht oh mein gott also (1) ja hat wenig mit alter zu tun finde ich (2)«

I: »mhm und finden sie dass die gesellschaft oder die medien oder so da einfach auch manchmal falsche bilder zeigen? oder (1)«

A: »ja schon (1) definitiv also die zeigen dann halt immer diese (2) hört sich jetzt blöd an aber diese totalen hartz IV fälle die dann nur zuhause sitzen rauchen und die kinder (1) äh laufen am besten noch durchs zimmer wo geraucht wird und so weiter und so fort (1)«

(Szene 113_116)

Zu Beginn der Szene adressiert der Interviewer_in A als Person, die durch gesellschaftliche Vorurteile angesprochen wird. Sier spricht A als ›junge Mutter‹ an und konstatiert, dass die gesellschaftlichen Vorurteile diese deswegen betreffen. Der Ruf des ›He Sie da‹ durch I impliziert und verknüpft zwei Aspekte: Erstens wird (re-)produziert, dass die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ existiert. Zweitens wird diese Subjektposition mit einer gefährlichen Charakterisierung als potenziell verfehlte Mutterschaft verbunden.³ Die Gefahr, die von dieser Adressierung ausgeht, drückt sich auch im verwendeten Begriff des Vorurteils aus. Im Gegensatz zu beispielsweise dem Begriff der Annahmen steht der Begriff Vorurteil im Regelfall für feindselige Gefühle oder Auffassungen. Die Adressierung als ›junge Mutter‹ bedeutet, einer *prekären* Subjektposition zugewiesen zu werden.

Die sich nun im Anschluss durch A vollziehende Wendung kann als korrigierende Intervention und Ablehnung der von I aufgeworfenen Adressierung verstanden werden: Anstatt die Frage zu beantworten, *wie* A diese Adressierung erlebt, weist sie zurück, ein Subjekt zu sein, *das* solche Adressierungen erfährt. Und weil sie solche Adressierungen nicht erfährt, kann sie entsprechend auch keine Auskunft darüber geben, wie sie erfolgen. A verwehrt sich gegen den durch I (re-)produzierten gesellschaftlichen Ruf, ›junge Mutter‹ zu sein, indem sie betont, dass sie sich »nie mit angesprochen fühlt«. Sie kenne jedoch »einige beispiele«, auf die die

3 Wie weiter oben erläutert (vgl. Kap. 4.3.2), wird innerhalb dieser Arbeit die Interviewsituation als Anrufungssituation – in der Adressierungen, Positionierungen, Verschiebungen und Annahmen eingebettet in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse geschehen – verstanden. In der Interviewszene wird dementsprechend die Adressierung als ›junge Mutter‹ gewissermaßen *durch* und nicht *von* I wiederholt.

angesprochenen Vorurteile zutreffen würden. Die Betonung ihrer eigenen Nicht-Entsprechung und Verwehrung gegen die Adressierung als ›junge Mutter‹ geht also unmittelbar mit der Anerkennung von deren grundsätzlicher Existenz einher. Diese wird der eigenen Position gegenübergestellt. Gerade in der entschiedenen Betonung, dass sie dieser Adressierung nicht entspreche, erkennt A so die grundsätzliche Existenz einer gefährlichen Subjektposition der ›jungen Mutter‹ an und (re-)produziert diese. Zugleich stellt sie ihre eigene Unterstützung der diskursiven Ordnung, in welcher diese Subjektposition verortet ist, heraus.

Der Protest gegen die Adressierung wiederholt sich in der Szene mehrfach (»fühle mich da eigentlich ehrlich gesagt nie mit angesprochen«, »bin davon nicht betroffen (1) und habe mich auch nie so gefühlt«, »fühle ich mich davon eigentlich nicht angegriffen«). An verschiedenen Stellen wird immer wieder betont, dass die Adressierung illegitim sei, da sie auf A nicht zutrefe. Alternativ dazu hätte A beispielsweise auch nachfragen können, von welchen gesellschaftlichen und medialen Vorurteilen I spricht. Dies scheint jedoch aufgrund eines gemeinsam geteilten Referenzrahmens in Bezug auf die aufgerufene Subjektposition der ›jungen Mutter‹ nicht notwendig beziehungsweise nicht möglich zu sein. Vielmehr wird sich durch A auf die Anrufung umgewandt, indem sie sich gegen die darin enthaltene Positionierung verwehrt und die Adressierung als Irrtum konzeptualisiert. Um die eigene Intelligibilität zu sichern, wird die Adressierung zurückgewiesen.

Die Umwendung zur Ansprache als ›junge Mutter‹ wird dabei insbesondere in As Erzählung über den ›komischen Blick der Leute‹ deutlich. A beschreibt, wie sie aufgrund ihres Aussehens als jung und geschminkt früher fälschlicherweise als ›Teenie-Mutter‹ aufgefasst worden sei. Entscheidend ist aber, so A, dass sie trotz dieser Wahrnehmung durch ›die Leute‹ letztendlich davon nicht betroffen sei. Gerade indem A gegen die Adressierung protestiert, wendet sie sich zur Adressierung als ›junge Mutter‹ um. Sie argumentiert, dass die Zuordnung als ›Teenie-Mutter‹ das Ergebnis einer Verwechslung sei, denn A kann aufgrund ihrer Resultate in der Kindererziehung nachweisen, dass sie eine ›gute Mutter‹ ist.

Dass A selbst keine ›junge Mutter‹, beziehungsweise wie im Weiteren spezifiziert wird, keine ›Teenie-Mutter‹ ist, kann sie auch deswegen versichern, weil sie andere kennt, die diese Subjektposition einnehmen. As Argument fußt auf ihrer Beobachtung von ›wirklichen Teenie-Müttern‹: Anhand der Abgrenzung von diesen kann A die eigene Unterschiedlichkeit herausstellen und nachvollziehbar machen. Ihre eigene Subjektposition entspricht nicht dem vermittelten Bild, sondern ist anders als ›die Anderen‹. Diese werden zu Recht als ›Teenie-Mütter‹ adressiert. A selbst ist jedoch different von diesen und hat sich deswegen »auch nie so gefühlt«. Um die eigene Intelligibilität zu sichern, konzeptualisiert A die eigene Position als gegenübergestellt und überlegen zu den ›Teenie-Müttern‹. Gestützt wird diese Argumentation dadurch, dass sich die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ gerade nicht primär über das Alter auszeichnet (»das ist hat aber für mich nichts mit ähm

alter zu tun«). Vielmehr kann und sollte sie über Verhalten, Intelligenz und Ergebnisse charakterisiert werden, wie A argumentiert (›alter hin oder her ich habe das immer ganz gut gemacht und äh sehe auch gute resultate bei meiner kleinen«).

Abbildung 3: Differenzielle Figur »junge mutter«/»teenie-mutter« vs. (gute Mutter)

Differenz »junge mutter«/ vs (gute Mutter) »teenie-mutter«		Äquivalenz jung Mutter sein
»geraucht wie so ein schlot«	nie geraucht	<i>Gesundheit</i>
»die ist EINS und trinkt schon fanta oder isst die ganze zeit kinderriegel«/ ungesunde Ernährung	(gesunde Ernährung)	
»beschränkte menschen«	(klug, anders)	<i>Klugheit</i>
»teenie-mutter wie assi«	(kein Assi)	
»diese totalen hartz IV fälle, die dann nur zuhause sitzen rauchen«	(respektables Eltern-Subjekt)	<i>sozialer Status</i>
(keine guten Resultate)	›alter hin oder her ich habe das immer ganz gut gemacht und äh sehe auch gute resultate bei meiner kleinen«	<i>Outcome</i>
markiert -	unmarkiert + Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung

Diese Argumentation lässt sich anhand einer differenziellen Figur, in der die »teenie-mutter« der »guten Mutter« gegenübergestellt wird, nachvollziehen (vgl. Abbildung 3). Erstere ist dadurch gekennzeichnet, dass diese raucht und die Gesundheit des eigenen Kindes vernachlässigt, »asozial« ist, einen geringen sozialen Status hat und damit keine »guten Resultate« in Bezug auf das Aufwachsen der Kinder erzielt. Demgegenüber ist die eigene Position (als vorrangig unmarkierte) dadurch charakterisiert, dass sie nie geraucht hat und auch sonst den eben vorgestellten Merkmalen gerade nicht entspricht. Diese Differenz schlägt sich darin nieder, dass A als »gute Mutter« »gute resultate bei meiner kleinen« erzielt. Jung Mutter zu sein, so wird in dieser Abgrenzung deutlich, ist also nicht automatisch gleichbedeutend damit, eine »junge mutter« beziehungsweise »teenie-mutter« zu sein. Denn diese Position ist nicht über das Alter, sondern über eine Vernachlässigung der eigenen Gesundheit sowie der Gesundheit und Erziehung des Kindes charakterisiert. Andererseits ist es auch möglich, anders jung Mutter zu sein, näm-

lich wenn diese Charakterisierungen nicht auf einen zutreffen. Und da A eben der Charakterisierung als ›Teenie-Mutter‹ gerade nicht entspricht, wird sie irrtümlich und zu Unrecht als eine solche adressiert.

Es wird sich insbesondere gegen die (fixierte) Zuordnung zu einer kollektiven Gruppenposition aufgrund des Alters zur Wehr gesetzt. Zugleich wird das Resultat der eigenen Elternschaft innerhalb der Gegenüberstellung betont. Dies lässt sich als Ausdruck davon begreifen, sich gegen eine Kollektivzurechnung zur Wehr zu setzen, indem die eigene Intelligibilität über den Referenzpunkt Leistung abgesichert wird. Solch eine ergebnisorientierte Relationierung von Mutterschaft und dem ›Outcome Kind‹ schließt an gegenwärtige Debatten in Bezug auf die Allmacht und Allverantwortung der Mutter für das gute Aufwachsen des Kindes an. Zudem schreibt sie sich in die gesellschaftliche Konzeptualisierung von Kindern als Humankapital ein.⁴ Der Bezug auf das Erzielen ›guter Resultate‹ ermöglicht es, den Protest gegen die irrtümliche Zuordnung zu einer prekären Subjektposition als ›Teenie-Mutter‹ zu untermauern. Das Kind als gutes oder schlechtes Ergebnis wird zum Maßstab der eigenen ›guten Mutterschaft‹. Damit wird es möglich, sich selbst von der verwerflichen Positionierung der ›Teenie-Mutter‹ zu distanzieren, da man ›gute Resultate‹ erzielt. Die in der gefährlichen Adressierung (re-)produzierte Ordnung wird bestätigt, während die konkrete Adressierung zurückgewiesen wird.

Letztendlich wird so das ›Outcome Kind‹ zum Prüfstein der eigenen Intelligibilität. Anhand dessen wird die eigene Subjektposition als ›gute Mutter‹, also innerhalb des Intelligiblen, positioniert. Es wird dafür plädiert, dass junges Muttersein spezifisch auf seinen Erfolg hin zu prüfen und zu differenzieren ist, wodurch die gefährliche Adressierung als ›junge Mutter‹ abgewendet werden kann. Denn A wurde durch ihr Aussehen *irrtümlicherweise* den ›Teenie-Müttern‹ zugeordnet. ›Teenie-Mutter‹ ist man allerdings gerade nicht *an sich* aufgrund des Alters, sondern vielmehr *selbstverschuldet* aufgrund von schlechten Lebensentscheidungen und mangelnder Anstrengung. Es ist der unverantwortliche Umgang mit dem Kind, durch den man zur ›Teenie-Mutter‹ wird – dass man durch Rauchen dem Kind schadet und nur Zuhause sitzt (»diese totalen hartz IV fälle die dann nur zuhause sitzen rauchen«), dem Kind ungesunde Nahrungsmittel gibt (»die ist EINS und trinkt schon fanta oder isst die ganze zeit kinderriegel«) oder prinzipiell ›beschränkt‹ ist. ›Gute Mutterschaft‹ hingegen zeichnet sich dadurch aus, in richtiger Weise für das Kind zu sorgen – nicht in dessen Gegenwart zu rauchen, eine gesunde Ernährung bereitzustellen und aktiv(-iert) zu sein. Sowohl gefährliche ›junge Mutterschaft‹ als auch ›gute Mutterschaft‹ sind demnach das Ergebnis, so die hier erscheinende Konzeptualisierung, des eigenen Verhaltens und von Investitionen. A hat die richtigen Entscheidungen getroffen und erzielt so ›gute Resultate‹. Dadurch gelingt

4 Siehe zu diesen Debatten und den damit verbundenen Konzeptualisierungen von Mutterschaft auch Kap. 4.3.1.

es ihr, ihre eigene Position zu rechtfertigen, in Opposition zur falschen Seite zu verorten und sich gegen die gefährliche Adressierung zu verwehren.

5.1.2 Sich abgrenzen – Anders als die ›gefährlichen Anderen‹ sein

Der Protest gegen die irrtümliche Zurechnung zu einer prekären Subjektposition, wie er beispielsweise in der vorangegangenen Szene stattfindet, ist dabei in starkem Maße auf Wiederholung angewiesen. So wird die Verwehrung gegen die Ansprache als ›junge Mutter‹ mehrfach durch die Interviewte erneuert (»fühle mich da eigentlich ehrlich gesagt nie mit angesprochen«, »bin ich davon nicht betroffen«, »habe mich auch nie so gefühlt«). Dieses Moment der Wiederholung ist auch für die folgende Szene kennzeichnend. In dieser tritt hervor, wie die Versuche der Abgrenzung den Eindruck eines permanenten Anrennens erzeugen: Immer und immer wieder müssen durch die Interviewte Gründe aufgezeigt werden, weswegen die Adressierung als ›schlechte Mutter‹ auf sie nicht zutrifft.

Mit der vorangegangenen Szene konnte verdeutlicht werden, dass gerade die Aufrechterhaltung einer Konzeptualisierung der ›gefährlichen Anderen‹ notwendig ist, um die eigene Intelligibilität zu sichern. Während in dieser Szene insbesondere die Betonung der Verwechslung bei der Adressierung sichtbar wurde, tritt in der folgenden nun hervor, wie ›die Anderen‹ *als Gefahr* gegenüber der eigenen Position konstituiert werden. Es gelingt hierbei durch die (Re-)Produktion der ›gefährlichen Anderen‹, die eigene Position als different zu kennzeichnen, indem die eigene Intelligibilität durch die Annahme einer alternativen oppositionellen Position gesichert wird. Es wird versucht, sich der Verwerfung dadurch zu entziehen, dass eine Subjektposition der ›gefährlichen Anderen‹ (re-)produziert wird, die dazu dienen kann, deutlich zu machen, dass und wie man sich von ihr unterscheidet: Die eigene Intelligibilität wird indirekt durch Abgrenzung gesichert – es wird versucht »angesichts einer Beschuldigung seine Unschuld zu beweisen« (Butler 2001b: 111).

Parallel zur vorherigen Szene wird dabei die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung grundsätzlich unterstützt, gleichsam aber betont, dass die Adressierung auf einen selbst nicht zutrefte. Es wird bestätigt, dass die Adressierung existiert und stimmt, zugleich aber die eigene Position als Sonderfall, für die sie nicht zutrifft, konzipiert. Spezifisch steht hierbei die antagonistische Abgrenzung der eigenen Position gegenüber den ›gefährlichen Anderen‹ im Zentrum. Die eigene Position charakterisiert sich darüber, dass sie in Opposition zu den ›anderen Familien‹ steht, die ihre Kinder ›ruinieren‹. Die Sicherung der eigenen Intelligibilität mithilfe der Abgrenzung von ›den Anderen‹ wird hier zum wiederkehrenden Motiv. Im Anschluss an Isabell Lorey kann dies als Strategie der Immunisierung betrachtet werden, wie sie für die westliche Moderne charakteristisch ist. ›Das Normale‹ konstituiert sich gerade durch die Konstruktion (und in Opposition zu) der Aus-

nahme (vgl. Lorey 2007: 282, siehe auch Kap. 3.2.3). Innerhalb des Materials variiert dabei, in welcher Weise die Ausgestaltung und Drastik der Charakterisierung ›der Anderen‹ erfolgt. Oftmals wird vor allem die Bildungsaspiration, verknüpft mit anderen Kriterien, als thematischer Bezugspunkt herangezogen, um die Grenze des Intelligiblen zu ziehen. So auch in der folgenden Szene.

A: »ich bin immer durch wege gegangen da waren immer so menschen drin (1) die heftige probleme hatten (l: mhm (2)) und als ich meine hauptschulabschluss machen wollte (1) ähm da ist mir in [name stadt 1] ich weiß nicht ob sie das kennen richtung [name stadt 2] und [name stadt 3] (l: ja (2)) da war in dieses jahr keine hauptschul/äh (1) ha/ähm hauptschulklasse frei (1) deswegen musste ich extra in eine sonderschule gehen (1) und da sind genau die leute die zuhause (1) äh von der eigene vater (1) ähm (2) wie/wie nennt man das? (2) ähm (2) von der eigene vater sexuell belästigt werden ja (1) oder (1) der vater war alkoholiker die mutter schlägt ihn (1) und die wurden von der fami/das waren also GANZE klasse der um mich saß ich muss ganz ehrlich sagen ich komme aus eine normale familie ja (1) ich habe so was noch nie gesehen (1) von eine gesamtchule wo gymnasium war dies war (1) realschulabschluss ich komme auf einmal in so eine klasse wissen sie wie es mir dort ging? ja (1) ich konnte mich gar nicht konzentrieren die leute waren dort voll komisch ja (1) und ich habe DADURCH wirklich meine erfahrungen gesammelt (1) dass es wirklich nicht die kinder sind sondern die familie (l: mhm (1)) und die ruinieren das einfach (2) die ruinieren das ja ich würde so gerne jetzt ein zwotes kind haben aber ich werde es niemals haben bevor es mir finanziell nicht gut geht (1) bevor ich nicht weiß okay ich habe jetzt ein haus ich habe jetzt ein auto in meiner tasche liegt geld ja bevor ich das nicht habe werde ich nicht noch mal schwanger weil ich jetzt äh hundertachtzig euro im monat äh kindergeld kriege das machen VIELE (1) ich habe letztens ein araberin gesehen sie meinte ja ich habe ein kind ich habe gesagt warum hast du das jetzt gemacht du HAST doch drei kinder (1) ja damit ich mehr kindergeld kriege (3) und die kinder sie müssen sich angucken was sie für schuhe anhaten (1) ja (1) zerrissen (1) der eine hatte von den anderen das war zu groß der hatte kleinere die zehen sind rausgekommen (1) warum machst du das mit deinen eigenen kindern damit du mehr geld kriegst? und die schicken die gelder was weiß ich wo (1) die lassen es hier gar nicht in deutschland (1) es tut mir leid aber ich habe so viele leiden in mein leben gesehen (l: mhm) und wenn ich mich abends so in die wohnung setze (1) ich denke mir einfach so gott sei dank bin ich gesund (1) gott sei dank hatte ich eine familie die psychisch nicht krank waren (1) ja die immer zu mir gehalten haben (2) hatte ich eine vater der guter mensch war also er ist/er lebt noch (1) ähm eine mutter die nie alkohol getrunken hat nie geraucht hat hm eine bruder der maschinenbaudoktor ist ja (1) eine schwester die pädagogin ist äh also ich bin stolz auf mich ja (1) und ich bin sogar stolz auf mich dass ich mit

(1) SO einer unterstützung (1) für mein kind da bin (1) ja ((holt tief Luft)) aber wie gesellschaft das anguckt es gibt nicht so viele menschen wie mich oder andere mütter die ihre kinder lieben es gibt sehr viel wenige (2)«

(Szene 230)

Wie in der vorherigen wird auch in dieser Szene die eigene Position darüber gesichert, dass sie von einer anderen, abgewerteten Position abgegrenzt wird. So ist die gesamte Szene zentral durch eine differenzielle Figur gekennzeichnet, innerhalb derer die ›anderen Familien‹ der ›eigenen Familie‹ gegenübergestellt werden (vgl. Abbildung 4). Dabei werden erstere als ›gefährliche Andere‹ hervorgebracht und die eigene Position in Abgrenzung von diesen als different (re-)produziert. Intelligibilität wird darüber hergestellt, dass die Kinder aus ›schlechten Familien‹ als gefährdete hervorgebracht werden und sich demgegenüber als mittellose, aber verantwortliche Mutter positioniert wird. Die Absicherung der eigenen Intelligibilität erfolgt mithilfe der (Re-)Produktion des Negativbilds der ›schlechten Familien‹. Die eigene Position wird abgegrenzt und als ›gut‹ markiert. Über den Aufruf ›der Anderen‹ wird die eigene positive Abweichung herausgestellt. Die Subjektposition als ›gute Mutter‹ wird gesichert, indem sie von der Adressierung als ›schlechte Mutter‹ abgegrenzt wird.

Um dies weitergehend nachzuvollziehen, werden im Folgenden vor allem drei Momente der in der Szene entfalteten differenziellen Figur näher betrachtet (vgl. Abbildung 4): Die Responsibilisierung von Eltern, die für alle Generationen gleichermaßen gilt; die Markierung der eigenen Position als selten und damit besonders; und die verantwortungsvolle Entscheidung für oder gegen Elternschaft.

Die Responsibilisierung von Eltern lässt sich als Grundachse der Differenzierung ausmachen. Während ›die Anderen‹ als diejenigen charakterisiert werden, die auf die Sonderschule gehen und aus gewaltvollen familiären Verhältnissen kommen (›von der eigene vater sexuell belästigt werden ja (1) oder (1) der vater war alkoholiker die mutter schlägt ihn«), ist die Seite der ›eigenen Familie‹ durch fürsorgende und verantwortliche Eltern gekennzeichnet (›vater der guter mensch war also er ist/er lebt noch (1) ähm eine mutter die nie alkohol getrunken hat nie geraucht hat«). Während die ›anderen Familien‹ durch Drogenmissbrauch gekennzeichnet sind und sich dadurch auszeichnen, dass sie nicht in ausreichendem Maße für ihre Kinder Sorge tragen beziehungsweise generell ›voll komisch‹ sind, steht im Gegensatz dazu die Charakterisierung der anderen Seite als ›normale Familie‹.

Abbildung 4: Differenzielle Figur andere Familien vs. eigene Familie / eigene Mutterschaft

Differenz		Äquivalenz	
andere Familien	vs	eigene Familie / eigene Mutterschaft	
		Responsibilisierung	
»genau die leute die zuhause (1) äh von der eigene vater (1) ähm (2) wie/wie nennt man das? (2) ähm (2) von der eigene vater sexuell belästigt werden ja (1) oder (1) der vater war alkoholiker die mutter schlägt ihn«		»hatte einen vater der guter mensch war also er ist/er lebt noch«	<i>Missbrauch und Vernachlässigung</i>
»vater war alkoholiker«		»ähm eine mutter die nie alkohol getrunken hat nie geraucht hat«	<i>Substanzmissbrauch</i>
Kinder gehen auf Sonderschulen		Kinder gehen auf Gymnasien und Gesamtschulen	<i>besuchte Schulform</i>
»VIELE (1) ich habe letzts eine araberin gesehen sie meinte ja ich habe ein kind ich habe gesagt warum hast du das jetzt gemacht du HAST doch drei kinder (1) ja damit ich mehr kindergeld kriege«		»ich würde so gerne jetzt ein zweites kind haben aber ich werde es niemals haben bevor es mir finanziell nicht gut geht (1) bevor ich nicht weiß okay ich habe jetzt ein haus ich habe jetzt ein auto in meiner tasche liegt geld«	<i>Bedingungen für Mutterschaft</i>
»schicken die gelder was weiß ich wo« → kümmern sich nicht und sorgen sich nicht um Kinder		(Sorge um und Interesse an Kindern)	<i>Sorge für Kinder / Involvierung</i>
		»stolz auf mich dass ich mit (1) SO einer unterstützung (1) für mein kind da bin«	
(psychisch krank, nicht in der Lage)		»gott sei dank bin ich gesund [...] hatte ich eine familie die psychisch nicht krank war«	<i>psychische Verfassung</i>
»die leute waren dort voll komisch«		»ich komme aus eine normale familie«	<i>Normalität – Abweichung</i>
»VIELE (1)«		»mütter die ihre kinder lieben die gibt es sehr wenige«	<i>Verbreitung</i>
unmarkiert -		markiert + Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung

Die zugrundeliegende Prämisse dieser Gegenüberstellung liegt dabei in der Annahme der singulären Verantwortlichkeit der Familien für das Wohlergehen beziehungsweise das Scheitern der Kinder (»wirklich nicht die Kinder sind, sondern die Familie [...] und die ruinieren das einfach (2) die ruinieren das«). Vorausgesetzt ist der Differenzierung also die Responsibilisierung von Eltern, sie wird als selbstverständlich angenommen. Das Verhalten der Eltern ist ursächlich für die Chancen und (Un-)Möglichkeiten der Kinder.⁵ Als verantwortlich für die ›Abnormalität‹ der Kinder werden die Familien konzeptualisiert (»dass es wirklich nicht die Kinder sind sondern die Familien [...] und die ruinieren das einfach«), von denen sich dann mithilfe der eigenen individuellen Besonderheit von der Gruppe ›der Anderen‹ als positive Abweichung abgegrenzt und damit die eigene Intelligibilität gesichert werden kann.

Die Hervorbringung der Subjektposition als different von ›den Anderen‹ erfolgt somit zentral durch die Kontrastierung des (moralischen) Verfalls der ›anderen Eltern‹ im Vergleich zur eigenen verantwortlichen und involvierten Elternschaft. Die Sicherung der eigenen Intelligibilität geschieht über die Betonung dessen, dass die eigene Position von der grundsätzlichen Verbreitung der ›gefährlichen Anderen‹ abweicht. Dabei wird die eigene Subjektposition als die der (selten gewordenen) Normalität gekennzeichnet (»ich komme aus einer normalen Familie ja (1) ich habe so was noch nie gesehen«). Sie wird als besonders positiv markiert und als seltene Ausnahme, die gerade nicht die Mehrheit darstellt. Mütter wie sie gibt es selten (»Mütter die ihre Kinder lieben die gibt es sehr wenige«), die ›anderen Familien‹ hingegen sind »VIELE«.

Dies lässt sich auch anhand der Gegenüberstellung der eigenen Positionierung zu denjenigen, die Kinder nur wegen des Kindergelds bekommen, aufzeigen. Von denen, die nur deswegen Eltern werden, »damit du mehr Geld kriegst«, grenzt sich A entschieden ab, indem sie herausstellt, dass sie explizit auf weitere Kinder verzichte, bis sie in einer sicheren materiellen Lage sei. A benennt dabei klare materielle Kriterien hinsichtlich der Frage, was notwendig ist, um eine Position zu erreichen, aus der heraus es legitim ist, (erneut) Mutter zu werden: Haus, Auto und Geld – »ich habe jetzt ein Haus ich habe jetzt ein Auto in meiner Tasche liegt Geld ja bevor ich das nicht habe werde ich nicht noch mal schwanger«. Finanzielle Absicherung wird damit zum entscheidenden Kriterium für die Legitimität von Elternschaft.

5 Zur Ausarbeitung der Responsibilisierung von Eltern in aktuellen wohlfahrtsstaatlichen Debatten siehe beispielsweise Oelkers 2007; Lange/Alt 2009; Kutscher/Richter 2011; Betz/de Moll/Bischoff 2013; Klein et al. 2018; Baader/Bollig 2019; zur veränderten Bezugsetzung zwischen Kindern und Eltern in der öffentlichen Debatte um ›Armut‹ auch Mierendorff 2011; Künstler 2018a.

Es ist bemerkenswert, dass die Absicherung der eigenen Intelligibilität als verantwortungsvolle Mutter für A also gerade darauf beruht, den eigenen Verzicht auf (weitere) Elternschaft zu betonen. Die eigene Position wird von der der ›anderen Familien‹ (›die ruinieren das einfach‹) abgegrenzt, indem der verantwortliche Umgang mit der eigenen Lebenssituation betont wird. Diese lässt es nicht zu, ein weiteres Kind zu bekommen. A stellt also hinsichtlich der Position der ›guten Mutter‹ heraus, dass man eine solche nur dann sein kann, wenn man (in spezifischen materiellen Verhältnissen) auf Mutterschaft verzichte. Die Intelligibilität der eigenen Subjektposition wird somit durch die Hervorbringung der eigenen Besonderheit u. a. durch die Darstellung der Annahme gesellschaftlicher Normen von (finanzieller) Verantwortlichkeit gesichert.⁶

In der Szene wird die Andersartigkeit ›der Anderen‹ mit Alkoholsucht und Gewalt in der Familie, vor allem aber mit dem Ausnutzen des Sozialstaats (Bezug von Kindergeld) und ›Bildungsschwäche‹ begründet. In As Aussagen werden damit klassische Bezugspunkte neoliberaler Abwertungsdebatten gegenüber der ›neuen Unterschicht‹ (re-)produziert.⁷ Das zeigt sich auch in der Verquickung und Diffusität von unterschiedlichen Aspekten zur Charakterisierung ›der Anderen‹. Deren Subjektposition wird durch ein Konglomerat unterschiedlicher Aspekte – psychische Instabilität, Verwahrlosung und materielle Lage – bestimmt. Zudem wird in der starken Abgrenzung von ›den Anderen‹ die Wirkmächtigkeit und Gefahr der Adressierung als ›schlechte Mutter‹ deutlich. Für A ist es von großer Bedeutung, sich nachdrücklich gegen diese zu verwehren. Dies geschieht, indem ›die Anderen‹ als (moralisch) ›ganz Andere‹ und ›gefährliche‹ konzeptualisiert werden. Die eigene (besondere) Position wird gerechtfertigt und damit auch gesichert, indem die Unterstützung der Ordnung betont und sich zugleich von der Adressierung abgegrenzt wird.

5.1.3 Die Seite wechseln – ›Maßnahme ist kein gutes Wort‹

Wie in den beiden zuvor dargestellten Szenen wird auch innerhalb der folgenden die Adressierung zurückgewiesen und die Ordnung bestätigt, sich also gegen die Adressierung verwehrt und die eigene Subjektposition gerechtfertigt. Im Unterschied zu den vorangegangenen Szenen geschieht dies jedoch nicht (nur) durch eine Positionierung als Ausnahme – also dadurch zu betonen, zu ›den Guten‹ auf der falschen Seite zu gehören –, sondern mithilfe des Versuchs, die eigene Position ›auf der richtigen Seite‹ hervorzubringen. Noch stärker als bisher tritt in der

6 In diesem Sinne zeigt sich darin auch, dass die gesellschaftliche Adressierung, dass nicht alle Eltern Kinder bekommen sollen, wirksam ist und von A gehört und angenommen wird.

7 Siehe zur Debatte um die ›neue Unterschicht‹ auch Kap. 6.1.

folgenden Szene hervor, wie die eigene Intelligibilität durch die Betonung der Unterstützung der Ordnung gesichert wird. Dies geschieht, indem versucht wird, die eigene Position in Kongruenz mit der Ordnung zu etablieren. Es wird sich bemüht, sich selbst statt als Adressierte als Adressierende zu verorten.

A: »ja wenn ich jetzt in/wenn ich jetzt meinem freundeskreis erzählen würde ich bin in einer maßnahme (1) dann würden die erstmal die augen verdrehen (1) ne WAS? maßnahme? wieso maßnahme? oh mein GOTT (1) also maßnahme das wort maßnahme IST kein gutes wort das IST ein negatives wort also in meinem wortschatz natürlich aber (2) maßnahmen (1) ich habe auch [name der sozialpädagogin] gefragt äh steht das dann irgendwann im zeugnis? meine maßnahme sie sagt so NEE ich so ja dann ist alles gut (1) weil wenn im zeugnis stehen würde (1) maßnahme (2) ja dann kann auch gerne drin stehen hat nur (2) fünf/war nur fünfzig prozent anwesend gewesen (1) also SO vergleiche ich das also (1) nein maßnahme ist für mich kein schönes wort (2)«

I: »das heißt sie wollen auch nicht jetzt irgendwie/«

A: »hm'hm ((verneint)) (1) überhaupt nicht weil WENN dann bin ich hier raus (1) (I: okay) ja dann brauche ich es gar nicht machen (1) weil wenn ich mich mit einem zeugnis bewerben äh (1) bewerben muss wo dann drin steht (1) wurde mit über eine maßnahme gemacht (1) das kommt nicht gut an (1) nein das kommt nicht gut an (1) ›hm'hm (2) nein (1) das kommt nicht gut an«

I: »((lacht leicht)) können sie mir das erklären? (1)«

A: »ich WEISS nicht das kommt einfach nicht gut an ich habe äh (2) nein ich weiß nicht das kommt einfach nicht gut an (1) das kommt bei mir nicht gut an (1) also denke ich dass das bei den andern auch nicht gut ankommt (I: mhm) also wenn ich irgendwo hingehge und mich bewerben (1) dann gucke ich schon was habe ich an wie verhalte ich mich (2) und äh ich tu mich dann versuche mich dann immer in die lage von dem arbeitGEBER zu setzen (1) wenn er mich fragt warum warum denn jetzt? (1) warum warum jetzt warum nicht äh vor fünf jahren? (I: mhm) oder warum denn hier? (1) warum grade bei MIR? also solche fragen stelle ich mir dann (1) letztendlich wenn ich dann in ein bewerbungsgespräch gehe wie jetzt letztens auch (1) das war ja total easy dachte ich mir so HM (1) der hat mich ja nichts gefragt (1) ich habe es mir total schwer gemacht (I: mhm) aber ich war drauf vorbereitet ich stelle mich immer (1) ich se/ich versetze mich immer in die lage von dem (1) der gegenüber mir sitzt (1) das wenn ich das erzähle (1) wie kommt das an (1) und wenn mir das jemand erzählen würde wie würde ich drauf reagieren und was hätte was für gegenfragen würde ich stellen (I: mhm)

und (1) bis jetzt lief das immer gut (2) [...] genau (1) ja also wie gesagt wenn ich ein arbeitgeber wäre und jemand vor mir sitzen würde (1) und sagen würde ähm (1) eine maßnahme (1) würde ich erstmal sagen okay warum hat es anders nicht geklappt? oder warum (1) mussten sie diesen weg gehen? hat es vorher nicht geklappt? lag es an ihnen? an wem lag es? also solche fragen würde ich mir dann stellen (1: mhm (1)) o/ob ob die person vorher auch probiert hat (1) einen anderen weg zu gehen warum über die maßnahme (2) so würde ich das mir stellen und (1) das ist ja wenn wenn wenn jemand mich das so fragen würde dann heißt das ja für mich letztendlich (2) ähm (2) dass das eigentlich NICHT positiv ist also eine maßnahme (2) ja (2) ja würde ich jetzt sagen«

(Szene 222)

Die Szene macht zunächst eindrücklich klar, welche Gefahr für A vom Wort Maßnahme und der mit ihm einhergehenden Adressierung ausgeht. Die Potenzialität der Zurechnung zu einer Subjektposition der ›Maßnahmenteilnehmerin‹, so zeigt sich, stellt eine drastische und konstante Bedrohung für die Interviewte dar. Und so versucht A in ihrer Antwort inständig dieser Bedrohung zu entkommen, die wie ein Damoklesschwert über ihr zu hängen scheint. Sichtbar wird damit, wie der bedrohliche Charakter der Adressierung bereits von der Bezeichnung als solcher ausgehen kann: Was tatsächlich im Rahmen der Maßnahme geschieht, ist im Hinblick auf die performative Wirkmächtigkeit der im Wort Maßnahme enthaltenen Adressierung irrelevant. Der Begriff und die Benennung als Maßnahme ›kontaminiert‹ alles, was unter dieser geschieht. Auch deswegen bedeutet die Adressierung, ›Teilnehmerin einer Maßnahme‹ zu sein, eine große Gefahr für A, denn es existiert kein Spielraum, um deren Bedeutung und Implikationen zu differenzieren. Mit der Positionierung als ›Maßnahmenteilnehmerin‹ geht unmittelbar eine prekäre Subjektposition einher.

Die Wirkmächtigkeit der Zurechnung scheint hierbei nahezu determinierenden Charakter zu haben.⁸ Dies wird vor allem in As Aussage »das wort maßnahme IST kein gutes wort«, die sie in unterschiedlichen Formulierungen immer wieder wiederholt, deutlich. Im Unterschied zu anderen Momenten im Material – in denen beispielsweise anhand des Bezugs auf eigene Erfahrungen ein alternativer Bezugsrahmen zu etablieren versucht wird (siehe dazu Kap. 5.3.1) – ist die Konzeptualisierung der Maßnahme als abzuwertende Einrichtung auch nicht partiell aufbrechbar. Der bedrohliche und gefährliche Charakter, der mit dem Begriff der Maßnahme verbunden ist, scheint zu wirkmächtig, um ihm eine andere Deutung

8 Dementsprechend führt so selbst (oder gerade) in Bezug auf die eigenen Freund_innen die Zurechnung, ›Teilnehmerin einer Maßnahme‹ zu sein, zu einer prekären Positionierung. Dessen abwertende Konnotation kann also als gesellschaftlich global geteilte und sich realisierende Charakterisierung verstanden werden.

gegenüberzustellen und dadurch die Subjektposition der ›Maßnahmenteilnehmerin‹ innerhalb des Intelligiblen zu positionieren. Die Bezeichnung Maßnahme ist stillgestellt, sie verweist auf und manifestiert somit permanent die gewaltvolle Geschichte der Adressierung (vgl. Kap. 2.3.2).⁹

Die performative Wirkmächtigkeit des Begriffs Maßnahme ist in dieser Szene stillgestellt. Ihr Aufbrechen, Umdeuten und Verschieben erweist sich als nahezu unmöglich, der (versuchte) Entzug scheint folglich die einzige Option zu sein. Um die eigene Subjektposition zu sichern, erkennt A die in der Adressierung enthaltene Ordnung nachdrücklich an und positioniert sich zugleich gerade nicht als ›Maßnahmenteilnehmerin‹, sondern identifiziert sich mit der Perspektive der Arbeitgeber_innen und damit auf der Seite der Ordnung (»also wenn ich irgendwo hingehge und mich bewerben (1) dann gucke ich schon was habe ich an wie verhalte ich mich (2) und äh ich tu mich dann versuche mich dann immer in die lage von dem arbeitGEBER zu setzen«). Sie bestätigt die in der Adressierung vorhandene Ordnung und ihren bedrohlichen Charakter als wirkmächtig und versucht damit die eigene Subjektposition auf Seiten der Ansprache zu verorten. In ihrem Plädoyer für die Legitimität der negativen Konnotation des Worts Maßnahme bringt A die eigene Subjektposition als eine solche hervor, die mit der Perspektive der Arbeitgeber_innen kongruent ist.¹⁰

Durch die Anerkennung und Identifikation mit der Position der Arbeitgeber_innen wird es A dabei möglich, die eigene Position als intelligible hervorzubringen: Die Interviewte positioniert sich als jemand, die weiß ›wie das Spiel funktioniert‹ und deswegen in diesem mitspielen kann. Zur Absicherung der eigenen Intelligibilität ist es für A existenziell, die eigene Nicht-Betroffenheit immer wieder herauszustellen und deswegen die Positionierung auf der Seite der Arbeitgeber_innen wiederholt zu betonen. So listet A im Weiteren eine ganze Reihe verschiedener Fragen ›aus Sicht der Arbeitgeber_innen‹ auf, wobei durch diese einerseits die Konzeptualisierung der Maßnahme als abwertende Adressierung untermauert, zugleich aber auch performativ die eigene Position ›auf der anderen Seite‹ aufgeführt wird. Eindrücklich sichtbar wird damit das existenzielle Erfordernis, die Ordnung anzuerkennen, um Subjekt zu werden.

Im Unterschied zu den vorangegangenen Szenen setzt sich A dabei nicht als ›andere Maßnahmenteilnehmerin‹, also als Ausnahme oder fehlerhaft Adressier-

9 Die Szene macht damit eindrücklich deutlich, weswegen es in der gegenwärtigen ›Ordnung des Prekären – in der beispielsweise das Wort Maßnahme gerade dadurch charakterisiert ist, nicht resignifizierbar zu sein – von großer Schwierigkeit ist, sich umdeutend-aneignend auf mit Klasse verbundene Subjektpositionen zu beziehen (siehe dazu Kap. 6.4 und Kap. 7).

10 Hier lässt sich durchaus eine Ähnlichkeit zur im vorherigen Kapitel beschriebenen Strategie der Gegenüberstellung von ›eigenem‹ und ›anderem‹ finden, die jedoch, wie im Folgenden gezeigt wird, über diese noch einmal hinausgeht.

te ins Verhältnis zur gefährlichen Adressierung, sondern positioniert die eigene Subjektposition vielmehr jenseits von dieser. Dies geschieht auch darüber, dass sie sich selbst nicht als Beurteilte, sondern vielmehr als Urteilende positioniert. Sie rekurriert auf Wissen, mit dem sie deutlich machen kann, dass sie weiß, wie sich die Situation aus Sicht der Arbeitgeber_innen darstellt. A nutzt so das Wissen um die Spielregeln des Feldes als Ressource, um die eigene Position ›auf der anderen Seite‹ der Adressierung zu verorten und die eigene Intelligibilität zu sichern. Ein-drücklich wird in dieser Szene mehrfach betont, dass A um die Regeln weiß und deswegen nur bedingt an diesen leidet, da sie sich als Kennende zu ihnen aktiv verhalten kann. Die eigene Position wird als Zugehörige mit Mitspielfähigkeit positioniert: Dadurch dass A die Regeln des Spiels erklärt, macht sie diese benennbar und schließlich auch verfügbar für die eigene souveräne Bezugsetzung.

Im Unterschied zum Protest und zur Abgrenzung in den beiden vorherigen Szenen wird hier also die eigene Subjektposition nicht als anders, sondern vielmehr als jenseits der Adressierung zu positionieren versucht. Die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung wird nicht nur bestätigt und anerkannt, sondern es wird explizit ihre Unterstützung betont und hervorgehoben. Im Hinblick auf die Interpellationsszene gesprochen: Es wird versucht, selbst Teil der Polizei zu werden. Auch das gestaltet sich jedoch, wie in den beiden vorangegangenen Szenen, im Modus der *Verwehrung und Rechtfertigung*. Die Regeln des Spiels werden anerkannt, zugleich wird sich gegen die zugewiesene Spieler_innen-Position verwehrt.

5.2 Skandalisierung und Delegitimierung

In den drei vorangegangenen Szenen wurden verschiedene Umgangsweisen dargestellt, die alle dadurch charakterisiert sind, dass in ihnen die eigene Subjektposition durch die Abwehr der Adressierung bei gleichzeitiger Unterstützung der Ordnung gesichert wird. Im Weiteren wird nun ein weiteres Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen angesichts des Versuchs, die eigene Intelligibilität zu sichern, betrachtet. Es stehen dabei solche Sicherungsstrategien im Fokus, in denen zwar auch eine Abwehr der Adressierung erfolgt, die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung dabei jedoch nicht unterstützt, sondern kritisiert wird. Das Schema des Umgangs zeichnet sich also nicht wie zuvor durch die Logiken der *Verwehrung und Rechtfertigung* aus, sondern durch die Prinzipien der *Skandalisierung und Delegitimierung* gefährlicher Adressierungen. Umwendungen, die in diesem Bereich verortet sind, sind dadurch charakterisiert, dass in ihnen die Adressierung abgewehrt und die Ordnung infrage gestellt wird.

In den bisherigen Szenen wurde Intelligibilität dadurch gesichert, dass die Rechtmäßigkeit und Gültigkeit der in der Adressierung vermittelten Ordnung betont wurde. Die eigene Subjektposition wurde dadurch als intelligibel hervorge-

bracht, dass sie im Gegensatz zu ›den Anderen‹ als Unterstützerin dieser Ordnung positioniert werden konnte. So wurde gegen die irrtümliche Zuordnung als ›junge Mutter‹ protestiert, die eigene Position in Opposition zu den ›anderen Familien‹ gesetzt oder diese ›auf der richtigen Seite‹, der der Arbeitgeber_innen, verortet. All diese Umgangsweisen ähneln sich dabei in Bezug darauf, dass in ihnen die Legitimität der Adressierung und der darin enthaltenen Ordnung grundsätzlich anerkannt wird. Die gefährliche Adressierung mit der in ihr vermittelten Ordnung wird im Generellen bestätigt. Der Sicherungsprozess der eigenen Intelligibilität findet dann ausgehend von dieser Bestätigung durch die spezifisch-individuelle Verwehrung statt.

Im Unterschied dazu zeichnen sich die Sicherungsstrategien, die im zweiten Bereich des Raums unterschiedlicher Umwendungen verortet sind, dadurch aus, dass in ihnen die Autorität und Gültigkeit der in der Adressierung (re-)produzierten Ordnung grundsätzlich infrage gestellt werden. Hier wird also nicht versucht, die ›eigene Unschuld zu beweisen‹ (vgl. Butler 2001b: 112), sondern die Anklage selbst wird als unzulässig zurückgewiesen. Die Adressierung als solche wird für illegitim erklärt und als falsch abgewehrt, indem dargestellt wird, dass sie auf einer infrage zu stellenden Ordnung basiert. Indem dabei nicht nur die individuelle Zurechnung, sondern die Ordnung der Prekarität selbst kritisiert wird, kann es so (zumindest partiell), und im Unterschied zu den Szenen des vorherigen Bereichs, gelingen, auch das eigene Prekärsein zu thematisieren.

Im Weiteren werden nun anhand zweier Szenen Ausgestaltungen der Prinzipien von *Skandalisierung* und *Delegitimierung* vertiefend nachvollzogen. In der ersten Szene tritt dabei hervor, wie der gefährlichen Adressierung begegnet wird, indem die Autorität der Adressierung selbst infrage gestellt wird (Kap. 5.2.1 Anzweifeln – Die Autorität der Adressierung infrage stellen). Dies ermöglicht, dass die in ihr enthaltene Ordnung als rassistisch charakterisiert sowie die damit einhergehende eigene Adressierung als ›verändertes‹ Migrationssubjekt kritisiert werden kann. Die zweite Szene macht deutlich, wie die eigene Subjektposition als Individuum positioniert und legitimiert wird, indem angeprangert wird, dass die Adressierung eine unzulässig pauschalisierende Gruppenzuweisung vornimmt (Kap. 5.2.2 Sich beschweren – Einfordern, als Person betrachtet zu werden). Hier zeigt sich zudem, wie es mit einer solchen Konzeptualisierung (partiell) möglich wird, die eigene Verletzlichkeit zum Thema zu machen und die ›Ordnung des Prekären‹, innerhalb derer diese verortet ist, zu kritisieren.

5.2.1 Anzweifeln – Die Autorität der Adressierung infrage stellen

Anhand der folgenden Szene kann nachvollzogen werden, inwieweit eine gefährliche Adressierung gerade durch die Infragestellung ihrer Wirkmächtigkeit und Legitimität grundsätzlich zurückgewiesen wird. Im Unterschied zu den in Kapitel 5.1

analysierten Szenen weist A in der folgenden Szene nicht nur ihre eigene Adressierung (als ›verändertes‹ Migrationssubjekt) zurück, sondern skandalisiert die in dieser Adressierung enthaltene (rassistische) Ordnung in grundsätzlicher Weise. A macht deutlich, dass die rassistische Adressierung *als solche* unzulässig ist und sie deswegen auf diese nicht reagieren würde. Damit wird nicht (nur) die individuelle Betroffenheit durch die Ansprache von sich gewiesen, sondern auch die Autorität und Gültigkeit der Adressierung und der mit ihr verbundenen Zuordnung selbst infrage gestellt. Nicht nur, so betont A, ist sie selbst keine ›katastrophale Marokkanerin‹, sondern vielmehr zeugen die dieser Adressierung zugrundeliegenden Annahmen von einer rassistischen Gesellschaftsordnung, die zu problematisieren ist. A stellt die Adressierung als ›gefährliche Ausländerin‹ in Bezug auf die in der Adressierung (re-)produzierte rassistische Ordnung infrage. Damit wird die gefährliche Adressierung als solche skandalisiert und delegitimiert.

I: »okay (4) und (1) ähm (4) und würden sie sich also genau und wie ähm (1) welche cha/also wie können sie damit überhaupt umgehen? also oder (2)«

A: »was die anderen sagen?«

I: »ja«

A: »eigentlich gar nicht (1) ich reagiere gar nicht ich denke nicht so viel an was die anderen sagen wenn es wenn eher so negatives ist (I: mhm (2)) ich nehme das gar nicht ernst sozusagen das nehme ich gar nicht ernst (2) äh weil also die meisten so ein problem dass ich aus marokko komme (2) und die leute denken immer so ih marokkaner (1) oh je katastrophe ((lacht)) oh je schlimm ((lacht)) also die meisten denken so (2) man krie/also wenn wenn du mit jemanden unterhältst und der weiß nicht wo du/woher du kommst (1) am anfang ist okay (1) ((Kind macht Geräusche)) aber wenn der fragt so du hast so einen französische akzent (1) äh darf ich wissen woher sie kommen wenn ich marokko sagen äh (1) okay (I: mhm) dann kriegt man automatisch ((lacht leicht)) so gesagt okay (1) okay (1) halt dich fern ((lacht)) ja manchmal ist so (I: mhm) manchmal ist so (2) aber wie gesagt wenn man so ein ziel hat und weiß dass richtig ist für ihn und für das kind ist ((Geräusche, 3)) das interessiert mich gar nicht sozusagen (2) also wenn man dich äh wenn man zu dir kommt und sagt ey (1) du bist falsch (1) und (3) deswegen und deswegen und deswegen und deswegen und man kann dich (1) überzeugen (I: mhm) ich nehme die sache ernst (1) aber wenn man zu dir kommt und sagt äh (1) ja (1) marokko äh äh pfh (3) ich weiß nicht wie das sagen aber so (1) der/die mischen immer die sache (I: mhm) die mischen immer die sache (2) was mit marokko zu tun hat was mit religiösem zu tun hat was mit erziehung oder kultur zu tun hat (1) die leute mischen das alles (2) ja (1) und

das ist das problem ((I schnaubt kurz)) aber ich nimm das nicht ernst weil (1) (I: mhm) ich habe meine religion ich bin damit zufrieden ich habe meine kultur und das mag ich überhaupt (1) über alles (I: mhm) und (2) ich habe auch (3) ich habe viel ((beide lachen)) (2) ja und deswegen (2) und hauptsache ich habe ein ziel (I: mhm (2)) ja (4) und das reicht mir so bis jetzt ich habe bis jetzt keine gefunden der mir überzeugt ((lacht)) (3) ja«

(Szene 290)

Die Szene beginnt mit einer Frage von I, die an eine vorherige Schilderung von A anschließt. In dieser hatte A erzählt, dass sie es merken würde, wenn Institutionen wie das Jobcenter oder die Maßnahme sie verurteilen und kritisieren. I fragt A nun danach, wie beziehungsweise ob A mit solchen verurteilenden Ansprachen umgehen kann. A vergewissert sich dabei zunächst, ob sie die Intention von Is Frage richtig verstanden habe, dass es darum gehen würde ›was die anderen sagen‹. In der anschließenden Antwort argumentiert A dann, dass sie auf das, was ›die Anderen‹ sagen, »eigentlich gar nicht« reagiere und versuche, es zu ignorieren.

In der Interviewsituation zitiert A rassistische Adressierungen, die sie als ›natio-ethno-kulturell Andere‹ (vgl. Mecheril 2003) (re-)produzieren und abwerten. Dabei nutzt A die Interviewsituation dafür, in Distanz zu den in dieser rassistischen Adressierung enthaltenen Verwerfungsbemühungen und Verletzungen zu gehen, indem sie diese karikiert. Durch die karrikierende Wiederholung der rassistischen Aussage können diese in einen anderen Kontext gestellt und entmachtet werden. Hierbei erscheint insbesondere As Lachen als Ermöglichungsbedingung dieser Umdeutungsversuche: Durch dieses wird es möglich, die verletzende rassistische Aussage zu wiederholen und zugleich auf Distanz zu dieser zu gehen, womit sich der Verletzung entzogen wird.

Dabei ist es wichtig zu berücksichtigen, dass sich diese Umdeutungsversuche im Kontext einer Interviewsituation abspielen, in der A als Women of Colour mit Migrationsgeschichte durch eine weiße Person ohne Migrationsgeschichte aufgefordert wird, ihren Umgang mit den Adressierungen offen zu legen. Über die Betonung, durch die rassistische Adressierung nicht verletzt zu werden, wird durch A, auch gegenüber I, eine souveräne Position eingenommen. So gibt sie die rassistische Adressierung zwar wieder, versucht ihr aber durch Neukontextualisierung und Resignifizierung zugleich ihre Wirkmächtigkeit zu nehmen. Innerhalb der Szene wird dieser Versuch durch das gemeinsame Lachen von I und A bestätigt. I signalisiert damit, As Distanzierung hinsichtlich der Zurückweisung der mit der Adressierung verbundenen Ordnungsprinzipien der Intelligenz anzuerkennen.

Die eigene Position wird hier also weder als ›zu Unrecht adressiert‹ konzeptualisiert, noch als Ausnahme gerechtfertigt oder von ›den Anderen‹ abgegrenzt. Statt-

dessen stellt A heraus, dass die Adressierung, vor allem aber die in ihr (re-)produzierte Ordnung, selbst infrage gestellt werden muss, da sie unzutreffend sei sowie auf falschen Verallgemeinerungen und Schlüssen aufbaue. As Aussage »ich reagiere gar nicht« sichert die eigene Intelligibilität dadurch, dass die Autorität und Gültigkeit der gefährlichen Adressierung *grundsätzlich* in Zweifel gezogen wird. Dabei ist das Nichtreagieren als Bestreben des Ignorierens der Verurteilungen und Kritik durch andere zu verstehen. Mit Nichtreagieren beschreibt A das Bemühen des Überhörens und der Deligitimierung der durch die Adressierung vorgenommenen Positionierung »an der Grenze«. ¹¹ Das Nichternstnehmen der Adressierung begegnet der Gefahr der Verwerfung dadurch, dass die Wirkmächtigkeit der Adressierung selbst infrage gestellt wird (siehe auch Kap. 5.3).

Erläutert wird dies in der Szene anhand von As Adressierung als »marokkaner«. A schildert, dass Menschen sie aufgrund ihres Akzents sowie ihrer Herkunft aus Marokko als »anders« identifizieren und zurückweisen, also außerhalb des Bereichs des Intelligiblen zu verorten versuchen (»dann kriegt man automatisch ((lacht leicht)) so gesagt okay (1) okay (1) halt dich fern«). Ihre Reaktion darauf beschreibt A mit der Aussage »das nehme ich gar nicht ernst« dann dahingehend, dass sie betont, dass solche Adressierungen sie nicht interessieren würden. Sie wisse für sich selbst, was richtig ist, weil sie ein anderes Ziel habe. Den gefährlichen Adressierungen, aufgrund der Herkunft aus Marokko schlechter zu sein, wird damit nicht nur entgegen gehalten, dass die eigene Subjektposition unabhängig von solchen Adressierungen ist, sondern auch dass der (re-)produzierte normative Rahmen als solcher problematisch und zu skandalisieren ist. So stellt A am Ende der Szene auch nachdrücklich heraus, dass sie bis jetzt von niemandem davon überzeugt worden sei, dass die Adressierungen auf sie zutreffen. As Argumentation läuft so insgesamt darauf zu, die Autorität der gefährlichen Adressierung infrage zu stellen.

A distanziert sich von der gefährlichen Adressierung, indem sie diese skandalisiert. Dabei kritisiert sie, anders als in den vorangegangenen Szenen, nicht nur die Zurechnung zu der in der Adressierung aufgerufenen Subjektposition, sondern auch die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung als solche. Sie betont, dass sie durchaus weiß, dass sie gemeint ist. Die Adressierung habe dennoch keine Wirkmächtigkeit für sie, da sie keine legitime Bezugsordnung aufweise und auf falschen Verallgemeinerungen und Zuordnungen aufbaue. A bemüht sich so um eine Delegitimierung der gefährlichen Adressierung, indem sie deren Autorität, die ihre eigene Subjektposition infrage stellt, selbst in Zweifel zieht.

11 Diese Beschreibung des Nichtreagierens kann eventuell als eine Spielart der Nichtumwendung verstanden werden – allerdings wird jedoch in der Betonung des Überhörens zugleich das Hören dieser bestätigt (vgl. Fußnote 1 in diesem Kapitel).

Die Realisierung und das Möglichwerden dieser Infragestellung lässt sich dabei anhand von drei Mechanismen näher charakterisieren. Zum einen zeigt die Szene, wie der Versuch, der Adressierung Wirkmächtigkeit abzuspüren, darüber geschieht, dass deren inhaltliche Legitimität angezweifelt wird. Es wird die Plausibilität der Adressierung infrage gestellt: A argumentiert, dass es ihr deswegen möglich sei, die Adressierungen zu ignorieren, weil diese sie nicht überzeugten (›bis jetzt keine gefunden der mir überzeugt‹) sowie Aspekte wie Kultur, Religion und Herkunft unzulässig mit Vorurteilen vermischten. A stellt heraus, dass sie Kritik, die angemessen begründet und an sie als Person adressiert ist, sehr wohl ernst nehme. Da die vorgebrachte Kritik in ihrer Form jedoch pauschalisierend, irrational und unzutreffend sei, könne sie diese ignorieren. A weist die gefährliche Adressierung als verändertes Migrationssubjekt also darüber zurück, dass sie skandalisiert, dass diese eine nicht nachzuvollziehende, ›vermischende‹ Zuordnung vornehme. Es wird A möglich, die Legitimität der Adressierung zu kritisieren, da sie ihr mangelnde Stringenz und Plausibilität nachweisen kann.

Zweitens zeichnet sich As Versuch, die eigene Position als intelligibles Subjekt zu sichern und sich der gefährlichen Adressierung zu entziehen, darüber aus, dass sich A immer wieder als vernünftiges, eigenständiges und eigenverantwortliches Subjekt positioniert. Die Hervorbringung der eigenen Subjektposition ist in starkem Maße durch die Strategie geprägt, diese als souverän zu charakterisieren. Dies wird auch auf sprachlicher Ebene sichtbar. So ist die Szene dadurch gekennzeichnet, dass innerhalb der Antwort von A in einer widerkehrenden Satzstruktur immer wieder das ›Ich‹ zentral gesetzt wird. Im Rückbezug darauf macht sich A so wortwörtlich wiederkehrend zu einem eigenständigen ›Ich‹. Dabei ist dieses wiederholte Aufrufen des ›Ichs‹ als (Re-)Produktion der eigenen Subjekthaftigkeit zu verstehen.

Drittens lässt sich schließlich in der Szene beobachten, wie durch A zur Sicherung der eigenen Intelligibilität eine alternative Adressierung und ein alternativer Rahmen der Subjektwerdung eingeführt sowie der verletzenden Adressierung entgegen- und gegenübergestellt wird. So betont A, dass die eigene Subjektposition weniger durch die Adressierung als Marokkanerin, denn vielmehr darüber zu bestimmen sei, dass man ›ein Ziel hat‹, sich sorgend um das Kind kümmere und sich seiner eigenen kulturellen und religiösen Identität bewusst sei. A ruft so Alternativadressierungen auf, die sie annimmt und damit die eigene Subjektposition als intelligibel hervorbringen kann. Durch die Einführung eines alternativen Anerkennungsrahmens wird es möglich, die verletzenden Adressierungen von sich zu weisen und sich anderen zuzuwenden. Durch den Anschluss an übergreifende normative Prinzipien von ›guter Mutterschaft‹ wird so daran gearbeitet, die rassistischen Adressierungen als ›Marokkanerin von der man sich fernhalten sollte‹ abzuwehren und zu entkräften (vgl. Kap. 5.3.1).

Stilistisch zeichnet sich die Szene dabei dadurch aus, dass die einzelnen Aspekte der Argumentation wie eine Beschwörung mehrfach wiederholt werden (»ich reagiere gar nicht ich denke nicht so viel an was die anderen sagen [...] ich nehme das gar nicht ernst sozusagen das nehme ich gar nicht ernst«). Mit dieser Wiederholung gelingt es, die Wirksamkeit der Aussage, die gefährlichen Adressierungen nicht ernst zu nehmen, zu verstärken. Die formelhafte Wiederholung verweist darauf, dass versucht wird, der Adressierung insgesamt ihre Wirkmächtigkeit abzusprechen und sie zu entkräften. Gerade in der Wiederholung liegt die widerständige Hoffnung auf Aneignung und Neubesetzung durch Rekontextualisierung. Es geht also weniger um ein konfrontatives Entgegen, als vielmehr um den Versuch, im Wiederholen des Absprechens der Wirkmächtigkeit diese schließlich auch tatsächlich zu entkräften.

Insgesamt charakterisiert sich die Szene somit darüber, dass A den adressierenden Ruf hört, die Adressierung jedoch von sich verweist, indem sie die in dieser (re-)produzierte Ordnung skandalisiert. Damit wird die eigene Subjektposition durch die Delegitimierung der Adressierung gesichert. Durch den Bezug auf Individualität, Rationalität und Souveränität und damit den Anschluss an gesellschaftliche Prinzipien von Eigenverantwortung und Autonomie, wird es so möglich, die Autorität der Adressierung selbst infrage zu stellen. A stellt heraus, dass die Adressierung, mit der sie sich konfrontiert sieht, *prinzipiell* zu kritisieren sei, da sie auf falschen Verallgemeinerungen und Schlüssen aufbaue sowie unlogisch sei. Dabei wird die Infragestellung der Wirkmächtigkeit durch das Heranziehen einer alternativen Ordnung abgesichert.

5.2.2 Sich beschweren – Einfordern, als Person betrachtet zu werden

In der vorangegangenen Szene klang bereits an, inwieweit der Bezug auf die Norm der Individualität eine zentrale Bedingung dafür darstellen kann, die Autorität gefährlicher Adressierungen infrage zu stellen, wenn diese nicht individuell, sondern grundsätzlich zurückgewiesen werden. Diesem, insgesamt innerhalb des Materials verbreiteten Motiv, wird in der folgenden Szene weiter nachgegangen. Dabei stellt der Bezug auf die Norm der Individualität eine zentrale Ermöglichungsbedingung der Sicherung der eigenen Intelligibilität wie der Kritik der Ordnung dar. Innerhalb der folgenden Szene wird so durch A dargelegt, dass der Umgang des Jobcenters mit ihr als frisch getrennter und alleinerziehender Mutter unangemessen sei. Dabei macht sich A das Narrativ des ›Forderns und Förderns‹ zunutze und skandalisiert, dass das Jobcenter sie nicht angemessen unterstütze.

A kennzeichnet die Hilfe des Jobcenters als unzureichend, da sie den Ansprüchen einer ›modernen Dienstleistung am Arbeitsmarkt‹ nicht entspreche. Ausgehend davon, dass Veränderungen des Wohlfahrtssystems ja gerade dadurch legitimiert wurden, dass es durch eine aktive Arbeitsmarktpolitik und personenbe-

zogene Beratung möglich sei, auf individuelle Problemlagen und Potenziale einzugehen, skandalisiert A, dass eben dies gerade nicht erfolge. Wie bereits in der vorangegangenen Szene wird versucht, die eigene Intelligibilität durch die Infragestellung der gesellschaftlichen Ordnung zu sichern. In der folgenden Szene tritt zum einen hervor, wie dies dadurch gelingen kann, dass die eigene Subjektposition explizit in Bezug auf ihr Prekärsein konstituiert wird, und zum anderen, an welche Bedingungen dies geknüpft ist.

I: »und haben sie das gefühl die gehen irgendwie also so ähm (3) gut oder angemessen damit also mit ihrer situation als alleinerziehende um? oder ähm/«

A: »um ganz ehrlich zu sein (2) ich bin jetzt (1) ungefähr vier fünf monate dabei mich scheiden zu lassen (1) keiner interessiert sich dran ((beide lachen, 4)) ganz ehrlich die EIGEN/die einzigen interessen und die einzigen briefe die ich an meine haus bekommen habe ja (1) wie viel verdient ihr mann (1) wie viel kriegen sie haben sie schon den antrag für ähm alleinerziehende ausgefüllt oder nicht das wars (1) keiner kommt zu mir ja wie viele rechnungen haben sie zu bezahlen ja (1) wie stehen sie finanziell da (1) wie ist ihre lage brauchen sie hilfe ähm braucht ihre kind außerhalb der wöchentlichen zeit noch betreuung (1) müssen sie zum beispiel an eine deutschkurs teilnehmen oder nicht geht es ihnen gut (1) das INTERESSIERT niemanden ja (1) die sagen die wollen einfach nur sehen ob die zu viel zahlen oder zu wenig (1) das wars okay zu viel zahlen die nie aber ((lacht, A lacht, 3)) aber das war jetzt nur so ein beispiel ((lacht)) ja (1) ist wirklich so (2) also ich habe jetzt in diese vier und fünf monate wirklich keine anruf sogar von meiner (1) von meiner beraterin (1) sie hat auch noch nie darüber mit mir geredet (1) wie geht es ihnen jetzt ja sogar diese WORT also ich erwarte ja nicht so viel ja (1) aber man kann ja noch mal freundlich fragen (I: mhm) was machen sie jetzt wie geht es ihnen (1) so alleine ja das (1) ist wirklich so es ist nein gibts net (2) nein (1) ja ist so ((beide lachen leicht)) (2) na ja (5) [...] ich weiß nicht aber es kommt mir so die KÖNNEN mehr machen (1) machens nicht nä weil ähm (1) ganz ehrlich (2) äh die machen eigentlich nicht so viel (1) die machen nur termine (1) was jobcenter was die behörde angeht ja? (1) die machen nur termine man geht hin (2) das WARS (1) also paar briefe (1) die also ich weiß ganz genau ähm (1) was es heißt jemanden zu helfen (1) weil äh sie wissen nicht was ich durchgemacht habe als ich meinen mann geholfen habe (I: hm) JEDEN tag musste ich was neues machen (1) es gab keinen tag wo ich sagen konnte okay erledige deinen termin selbst (1) es GING nicht ja weil (1) ich wusste ganz genau er geht jetzt dahin und kommt wieder nach hause oder nichts (1) weil er es sowieso nicht schaffen würde ja (1) ich hatte jeden tag was zu machen und ich weiß ganz genau die leute die hier niemanden haben ja alleinerziehend oder flüchtling (1) beides ist ja gleich es gibt auch alleinerziehende frauen die flüchtlinge sind ja

(1) ähm (2) wenn die hier niemand haben INTERESSIERT sich niemand von den behörden (1) die geben einfach ein termin ja kommen sie hier her (2) ähm schildern sie kurz ihre situation die geben so ein antrag das WARS (I: hm (1)) und die uhrzeiten das sind ger/die sind so gering die sind fast nie erreichbar (1) äh zum beispiel das allerschlimmste finde ich wenn man jobcenter anruft man wird nie mit den ähm beraterinnen (1) verbunden ja (1) ja lassen sie hinterlassen sie eine nachricht wir geben es weiter (1) ja aber ich möchte jetzt mit ihr REDEN (1) das ist wichtig das ist eine SEHR wichtige angelegenheit nein können sie nicht ja (1) sie ist jetzt nicht erreichbar sie ist in urlaub ich hatte mal meine (1) berater (1) ich habe ihn gewechselt (1) er war immer in URLAUB ich habe nicht verstanden was er überhaupt MACHT ((l schnaubt kurz)) (1) er war vielleicht ((lacht leicht)) einmal im monat da ((lacht)) ja (3)«

(Szene 45)

A entfaltet hier eine Kritik an der unzureichenden, unpersönlichen und standardisierenden Adressierung durch das Jobcenter – und weist sowohl die individuelle Adressierung als ›Jobcenter-Subjekt‹ als auch die Legitimität einer solchen Adressierung an sich und die mit ihr (re-)produzierte Ordnung zurück. Kritisiert wird dabei durch A, dass die technische Ansprache des Amtes sie als Individuum verfehle. Die Interviewte fordert, als spezifische Person, in einer spezifischen Lebenslage und mit spezifischen Problemen betrachtet zu werden. Sie skandalisiert die übergreifende und verallgemeinernde Adressierung, wie sie im Kontext des Jobcenters vollzogen werde, und betont, dass sie nicht nur als Teil einer anonymen Masse und als Objekt hinsichtlich von organisatorischen Bedingungen gesehen und behandelt werden wolle.

Dabei positioniert sich A explizit als geschieden sowie alleinerziehend und (deswegen) als finanziell besonders belastet. Im Unterschied zu anderen Szenen konzeptualisiert A die eigene Subjektposition also ausdrücklich als vulnerabel. Die sich darüber entfaltende Argumentation ermöglicht es ihr dann zu formulieren, dass sie gerade aufgrund dieser prekären Positionierung und besonderen Belastung angemessene und individuell spezifische Unterstützung erhalten solle. Die eigene Subjektposition wird so explizit (auch) in Bezug auf ihr Prekärsein konstituiert, wodurch es schließlich möglich wird, die ›Ordnung des Prekären‹ selbst zu kritisieren.

Die Argumentation fußt auf der Kontrastierung des momentanen Umgangs mit A von Seiten des Jobcenters gegenüber einem angemessenen Umgang (vgl. Abbildung 5). Als zentrales Kriterium der Gegenüberstellung dient der Bezug auf das ›Interesse an der eigenen Person‹. Während der Ist-Zustand durch die mangelnde Teilnahme am persönlichen Schicksal charakterisiert ist (›keiner interessiert sich‹), ist die Erwartung, dass durch das Jobcenter Anteilnahme an der eigenen

Situation beziehungsweise dem eigenen Wohlbefinden gezeigt werden solle (»geht es ihnen gut?«). Die aktuelle Beachtung durch das Jobcenter ist ausschließlich technisch begründet. Sie bezieht sich lediglich auf derartige Fragen, ob dieses zu viel Geld bezahlt und ob alle erforderlichen Unterlagen und Anträge eingereicht wurden. Demgegenüber fordert A die Notwendigkeit von echtem Interesse, freundlichen Fragen und an ihren Bedarfen orientierter Beschäftigung mit ihrer Situation (»wie geht es ihnen jetzt ja sogar diese WORT also ich erwarte ja nicht so viel ja (1) aber man kann ja noch mal freundlich fragen«).

Abbildung 5: Differenzielle Figur momentaner Zustand vs. angemessener Zustand (Erwartung)

Differenz		Äquivalenz
momentaner Zustand	vs	angemessener Zustand (Erwartung)
»keiner interessiert sich«		fragen, wie es einem geht
»die einzigen briefe [...] wie viel verdient ihr mann (1) wie viel kriegen sie haben sie schon den antrag für alleinerziehende ausgefüllt«		eigentlich angemessene Fragen: wie viele Rechnungen zu bezahlen, wie stehen Sie finanziell da, mehr Betreuung notwendig
Interesse, ob sie zu viel Geld zahlen – technisches Interesse		echtes »INTERESSE«
kein Anruf der Beraterin		Fragen stellen »wie geht es ihnen«
unmarkiert -		markiert + Positionierung
		vorhandenes Interesse
		relevante Themen
		Motivation des Interesses
		Konstanz des Interesses
		Markierung Bewertung Positionierung

A legitimiert diese Forderungen nach echtem Interesse im weiteren Verlauf der Szene, indem sie das Vorgehen der Behörden mit ihren eigenen Erfahrungen von ›wirklichem Helfen‹ kontrastiert (vgl. Abbildung 6). Dabei wird es durch die Verknüpfung der eigenen Subjektposition mit den Helfenden sowohl möglich, die eigene Intelligenz zu sichern, als auch die Legitimität der am Jobcenter geäußerten Kritik zu stützen. Aufgrund ihres eigenen Erlebens, selbst viel durchgemacht zu haben, kann A formulieren, was Helfen eigentlich bedeuten müsse und so die Forderung nach angemessener Hilfe stellen.

Abbildung 6: Differenzielle Figur Behörden vs. wirklich helfen

Differenz		Äquivalenz
Behörden	vs	wirklich helfen
		Unterstützungsweisen
»KÖNNEN mehr machen«		viel durchmachen, wirklich helfen
»machen eigentlich nicht so viel«		»ich hatte jeden tag was zu machen«
»die sind fast nie erreichbar«		»ich hatte jeden tag was zu tun«
»machen nur termine«		»JEDEN tag musste ich was neues machen«
»wenn die hier niemand haben INTERESSIERT sich niemand von den behörden (1) die geben einfach einen termin ja kommen sie hier her (ähm) schildern sie kurz ihre situation die geben so einen antrag das WARS«		»es gab keinen tag wo ich sagen konnte okay erledige deinen termin selber«
die Behörden machen nicht viel und interessieren und involvieren sich nicht		»also ich weiß ganz genau ähm (1) was es heißt jemanden zu helfen«
markiert -		markiert + Positionierung
		Markierung Bewertung Positionierung

Dabei zeichnet sich das ›wirkliche Helfen‹, wie es A beschreibt, dadurch aus, sich individuell auf die andere Person sowie deren Umstände einzustellen und sich dieser ganz und gar zu verschreiben. Das Verhalten der Behörden hingegen ist dadurch charakterisiert, dass diese nur Termine machen würden und nicht viel täten, obwohl sie eigentlich mehr machen könnten (»KÖNNEN mehr machen«, »machen eigentlich nicht so viel«, »machen nur termine«). Problematisch ist also für A primär, dass sich die Behörden nicht in ausreichendem Maße interessieren und involvieren, sondern die Klient_innen lediglich als Fälle und technische Bestandteile einer Masse behandeln würden. ›Wirkliches Helfen‹ würde indes bedeuten, die einzelnen Klient_innen als individuelle Subjekte mit spezifischen Bedürfnisse zu begreifen und zu adressieren.

Mittels dieser Kontrastierung wird es für A möglich, sich selbst einer hilfsbedürftigen und prekären Gruppe zuzurechnen und gerade aus dieser Position heraus die Behörden zu kritisieren. Die eigene Intelligibilität wird über die Beanspru-

chung einer involvierten und individualisierten Unterstützung abgesichert. Das ermöglicht es, grundsätzliche Kritik an der gegenwärtigen Arbeitsweise der Behörde zu formulieren. Mithilfe der Vergemeinschaftung als Teil einer hilfsbedürftigen Gruppe, der die entsprechende Unterstützung und Anerkennung verwehrt wird, gelingt es A zu skandalisieren, dass keine ausreichende Unterstützung erfolge. Dadurch dass die Gruppe der Hilfsbedürftigen darüber charakterisiert wird, dass sie niemanden haben und deswegen Unterstützung brauchen, wird es möglich, diese – und schließlich auch die eigene – Subjektposition zwar als prekär, nicht jedoch als gefährlich hervorzubringen. So kann Hilfe und Unterstützung eingefordert werden und die eigene Subjektposition zugleich vor der Gefahr der Verwerfung geschützt werden. Es wird möglich, aktuelle Unterstützungssysteme dahingehend zu kritisieren, dass diese unzureichend auf die eigene Verletzlichkeit reagieren.

Diese Konzeptualisierung der eigenen Subjektposition als Teil einer unspezifischen Gruppe der Hilfsbedürftigen kann mit Judith Butlers Anliegen in Verbindung gebracht werden, gerade den Zustand geteilter Prekarität und Verletzlichkeit zum verbindenden Ausgangspunkt politischer Praxis zu machen (vgl. Butler 2016a: 163ff.; Butler 2016b, siehe auch Kap. 3.3.1). So wird es durch die Verbindung der eigenen Hilfsbedürftigkeit mit der Hilfsbedürftigkeit anderer möglich, die Praxis des Jobcenters zu kritisieren. Es kann auf Versäumnisse und Probleme des Jobcenters verwiesen werden, gerade da das Problem nicht nur als individuelles, sondern als kollektives Problem ausgewiesen wird (siehe zu einer anderen Spielart von Kollektivierung angesichts gefährlicher Adressierungen auch Kap. 5.3.3). Damit dies möglich wird, sind zwei Bedingungen entscheidend: Zum einen, dass die Gruppe der Hilfsbedürftigen in Hinblick auf ihre *unverschuldete* Verletzlichkeit hin konstituiert ist. Zum anderen, dass A die eigene Subjektposition nicht lediglich als hilfsbedürftig, sondern zugleich als selbstverantwortlich und engagiert handelnd positioniert und absichert. So wird es ihr durch den Bezug auf die Tätigkeit des eigenen Helfens möglich, das eigene Sprechen zu autorisieren.

Durch die indirekte Rede, die starken Betonungen und die häufigen Wiederholungen entsteht insgesamt der Eindruck, dass A in ihren Ausführungen eine Beschwerde gegenüber dem Jobcenter formuliert. Die Forderung: Die Behörde solle sich stärker personenbezogen kümmern und interessieren. Statt nur verwaltend technische Angelegenheiten zu regeln, müsse das Amt wirklich helfen. Dabei wird das Jobcenter innerhalb dieser Beschwerde als (versagende) Beratungsinstitution und als eine Dienstleistungsinstitution konzeptualisiert, die den eigenen Aufgaben nicht gerecht wird. Vermittelt über die Interviewsituation gelingt es A, die eigene Lebenssituation zu skandalisieren, indem Versäumnisse der Behörde aufgezeigt werden. Ermöglicht wird diese Kritik darüber, dass das Jobcenter in seiner Funktion als beratendes Dienstleistungsunternehmen charakterisiert wird und zudem dadurch, dass I als Verbündete_r erscheint und genutzt werden kann. Gerade im

Anschluss an neoliberale Diskurse um das Jobcenter als moderne Beratungsinstitution wird es möglich, dieses am eigenen Maßstab zu messen und zu kritisieren – wie sich zum Beispiel in Bezug auf die Thematisierung mangelnder Erreichbarkeit zeigt.¹²

Auch die Form der Beschwerde erlaubt es A, die eigene Subjektposition – in differenter Weise zu vielen anderen Stellen des Materials – als verletzlich zu konstituieren. Ausgehend vom Narrativ des ›Forderns und Förderns‹ und in Bezug auf das Leitbild des Individuums wird es möglich, die Anforderung zu artikulieren, dass das Handeln des Jobcenters an der konkreten Person orientiert sein sollte, und die gegenwärtige Praxis zu kritisieren. Kritik am Jobcenter wird dadurch legitimiert, dass eine Position eingenommen wird, die souverän und dennoch verletzlich ist: Von dieser ausgehend ist es möglich zu kritisieren, dass das Jobcenter nicht angemessen mit einem umgeht, da es A nicht als einzelnes, individuelles Subjekt, sondern vielmehr als Fall adressiert. Über den Bezug auf die Norm des autonomen Subjekts wird so die gefährliche Adressierung, ein Fall des Jobcenters zu sein, zurückgewiesen und zudem dessen grundsätzliche Funktionsweise kritisierbar.

5.3 Umdeutung und Relativierung

Bis zu diesem Punkt wurden die Bereiche 1 und 2 des zu Beginn skizzierten Raums unterschiedlicher Umwendungen näher betrachtet. Vorgestellt wurden Schemata von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie die Adressierungen zurückweisen – und damit auch deren benennenden und zuweisenden Charakter. Die verschiedenen Sicherungsstrategien unterscheiden sich dahingehend, ob die Abwehr der gefährlichen Adressierung mit einer prinzipiellen Unterstützung – Prinzipien der *Verwehrung und Rechtfertigung* – oder aber Infragestellung der Ordnung – Prinzipien der *Skandalisierung und Delegitimierung* – einhergeht, ob also vor allem die *eigene* Adressierung abgewehrt wird oder aber (auch) die *grundsätzliche* Wirkmächtigkeit der Adressierung problematisiert wird. Alle diese Umwendungen sind letztlich dadurch charakterisiert, die eigene Intelligibilität zu sichern, indem herausgestellt wird, dass man mit der Adressie-

12 Damit scheint auch auf, inwieweit ein Sprechen über die eigene prekäre Lage möglich sein kann, wenn an psychosoziale Diskurse angeschlossen wird. Die Forderung nach Beratung an das Jobcenter kann auch deswegen legitimerweise thematisiert werden, weil sie zwar Fürsorge vom Staat, nicht aber den fürsorgenden Staat zurückfordert. Da Beratung als Dienstleistung in einer neoliberalen Ordnung zumindest bedingt anerkenbar ist, wird es möglich, einzufordern, dass das Jobcenter in einer persönlichen Krise als involvierte Instanz begleiten und helfen soll.

nung nicht gemeint sei oder in fehlerhafter Weise adressiert wurde.¹³ Die nun folgenden Szenen hingegen charakterisiert, dass in ihnen gefährliche Adressierungen (zum Teil) angenommen werden.

Auch diese Umgangsweisen lassen sich in Hinblick auf die Frage differenzieren, ob dabei die in den Adressierungen enthaltene Ordnung unterstützt oder vielmehr infrage gestellt wird. Im Folgenden geht es zunächst um solche Umgangsweisen, bei denen die Adressierung zwar angenommen, die Ordnung jedoch kritisiert wird. Dieses Schema von Umgangsweisen kann unter den Prinzipien der *Umdeutung und Relativierung* zusammengefasst werden. Die eigene Intelligibilität wird hierbei dadurch zu sichern versucht, dass die gefährlichen Adressierungen zwar angenommen, zugleich aber die mit ihnen verbundenen Konnotationen und Zuschreibungen infrage gestellt werden. Es wird damit versucht, die Adressierung selbst zu relativieren und neu zu bestimmen und somit die durch sie (re-)produzierte Subjektposition in anderer Weise zu fassen. Solche Sicherungsstrategien, in denen die Adressierung aufgenommen, aber der in ihnen (re-)produzierten Ordnung eine differente gegenübergestellt wird, lassen sich als Versuche der Neubesetzung und Aneignung gefährlicher Adressierungen verstehen (siehe dazu Kap. 2.3.3).

Im Folgenden wird nun also der dritte Bereich von Szenen des Raums unterschiedlicher Umwendungen näher betrachtet. Dieser beinhaltet solche Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen, die sich unter den Prinzipien von *Umdeutung und Relativierung* zusammenfassen lassen. In den Szenen wird sichtbar, dass Infragestellungen der hegemonialen Ordnung stets in starkem Maße begründungspflichtig sind. Insbesondere auch Versuche der Neubesetzung von Adressierungen sind in zentraler Weise auf geeignete Kontexte der Ermöglichung angewiesen. Zunächst wird in einer ersten Szene betrachtet, wie durch die Gegenüberstellung von scheinbaren Annahmen und wirklicher Realität die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ neubesetzt und umgedeutet wird (Kap. 5.3.1 Neubesetzen – Die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ anders fassen). Mithilfe der Infragestellung der Konnotation und Verknüpfung von ›junger Mutterschaft‹ und Problemhaftigkeit wird dabei die Intelligibilität der eigenen Subjektposition durch die Etablierung eines alternativen Bezugsrahmens gesichert. Daran anschließend wird nachvollzogen, wie mithilfe humoristischer Überspitzung ein Versuch der Absicherung der eigenen Subjektposition erfolgt. Die in der Adressierung (re-)produzierte

13 In diesem Sinne kann das verletzende und gefährliche Potenzial einer Adressierung, beispielsweise als ›Teenie-Mutter‹ oder als ›Jobcenter-Subjekt‹, innerhalb solcher Kontexte als in starkem Maße stillgestellt verstanden werden (vgl. Kap. 2.3). Das ist jedoch gerade nicht gleichbedeutend mit der Nicht-Existenz von Kritik, wie auch in den beiden vorangegangenen Szenen deutlich geworden ist.

Ordnung wird infrage gestellt, indem argumentiert wird, dass die eigene prekäre Situation nicht aufgrund eigener Verantwortung, sondern als Effekt materiell-struktureller Fragen zu konzeptualisieren ist (Kap. 5.3.2 Ironisieren – Erwartungen zurückweisen). Schließlich wird eine Szene betrachtet, in der hervortritt, wie es durch die Kollektivierung einer Adressierung möglich wird, die gesellschaftlichen Bedingungen von Intelligibilität zu kritisieren (Kap. 5.3.3 Kollektivieren – Solidarität einklagen).

5.3.1 Neubesetzen – Die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ anders fassen

Bereits in den vorangegangenen Szenen konnte gezeigt werden, dass sich die Sicherung der eigenen Subjektposition auch darüber vollziehen kann, dass ein alternativer Bezugsrahmen der eigenen Intelligibilität eingeführt wird (siehe auch Kap. 5.2.1). Dies geschieht auch in der folgenden Szene. Anders als zuvor tritt in dieser jedoch hervor, wie A die gefährliche Adressierung als ›junge Mutter‹ annimmt, um sie umzudeuten. A besetzt die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ neu, indem sie die Realität ›junger Mutterschaft‹ den in der hegemonialen Adressierung als ›junge Mutter‹ vermittelten Zuschreibungen und Konnotationen gegenüberstellt. A argumentiert dabei, dass die darin (re-)produzierte Ordnung falsch sei und dementsprechend auch keinen geeigneten Bezugspunkt für die Beurteilung der eigenen Intelligibilität darstellen könne.

I: »und grade auch in bezug auf familie? oder in bezug auf also sie haben das jetzt vorhin schon gesagt mit sozusagen dass grade (1) junge mutterschaft immer sozusagen so dargestellt wird als ((A schnaubt)) (2) problem oder so«

A: »ja (1)«

I: »ähm genau (1) wie also (1) wie ist das für sie wenn sie so was also ich meine damit auch irgendwie angesprochen wird oder so? (1)«

A: »na ja bei mir ist es eher so ich bin (1) eher jemand der (1) klar sich/das mitbekommt und (1) klar irgendwo denkt ähm ich bin ganz anders da und (1) das ist grad wenn ich irgendwo bewerbungsgespräche habe und dann immer diese blöde frage kommt haben sie überhaupt einen abschluss dass ich so daran denke so hallo (1) warum muss es heißen wenn ich junge mutter bin dass ich keinen abschluss habe ich kann sogar abitur gemacht haben wenn ich junge mutter bin der (1) auf gut deutsch zu sagen ja äh (1) wer weiß wie schlau jemand ist das muss doch ÜBERHAUPT nichts damit zu tun haben (1) und ähm (1) für mich selbst ist es eher so dass ich (2) mir denke ähm okay du hast vielleicht jetzt das bild davon (1) aber das ist DEIN bild ich/ich lebe (1) so wie ich lebe ich

lebe so wie es für mein kind richtig ist (1) und ganz am anfang klar hat man sich schon irgendwo noch ein bisschen angesprochen gefühlt (1) aber mittlerweile hat man ja auch mehr erfahrung (1) man hat man sieht sein kind aufwachsen man (1) sieht sein kind laufen man (1) lernt vieles dazu und ich denke ähm (1) wenn du ein kind vor dir hast was du aufwachsen siehst wo du siehst was du richtig machst (1) dann interessiert dich das nicht wirklich was die leute (1) sagen was das junge mutterein/sein angeht (1) was so die leute generell sagen klar interessiert einen das manchmal schon aber wenn es jetzt wirklich definitiv daru/darum geht was die leute darüber denken junge mutter zu sein (1) bin ich jemand der sagt ähm (2) ich sehe wie ich es mache ich bin zufrieden mit dem was ich mache und was ihr darüber denkt ist eure sache (1) ich kann euch gerne wenn ihr das möchtet vom gegenteil überzeugen da habe ich kein problem mit (1) aber schlussendlich müsst ihr das wissen aber (1) wirklich angreifen oder so tut mich das nicht es tut mich auch nicht stören weil ich weiß für mich was ich was ich gut mache (1) weil die meinungen die einem wichtig sein SOLLTEN sind die aus der familie oder von den engsten freunden die wirklich dich als mensch ki/kennen (1) die sehen was du jeden tag machst die wirklich mit deinem kind zusammen die wege gehen und aufwachsen (1) ähm ich denke die meinungen sollten einem wichtig sein nicht unbedingt was die gesellschaft jetzt davon denkt (1) wie du junge mutter bist (1) weil ähm schlussendlich (1) leben sie nicht dein leben schlussendlich musst du für dich selber entscheiden wie ich gehe ich meine wege wie sind die wege für mein kind am besten (1) deswegen denke ich (1) die meinungen der menschen die einem wichtig sind die sollten einem selber schon wichtig sein (1) aber wenn jetzt die gesellschaft wirklich sich darüber äußert was jetzt junge mütter angeht bin ich jemand sage (1) warum sollte mich das interessieren das sind nicht menschen (1) die mich kennen das sind nicht menschen die wissen wie ich lebe die se/das sind nicht menschen die meine wege gehen (1) von daher ähm interessiert mich das nicht wirklich (1) bei mir ist es eher so wenn ich jetzt eine freundin habe die ist junge mutter und ich dann mitbekomme dass die gesellschaft darüber schlecht redet und sie sich angegriffen fühlt dann bin ich jemand schon (1) dann zu gewissen personen selbst wenn es jetzt fremder ist auch mal was (l: mhm) was sage ja weil ich halt dann jemand (1) bin der denkt ähm (1) du kannst doch nicht urteilen darüber wie jemand sein leben lebt ja du kannst doch nicht darüber urteilen ob sie jetzt mit sechzehn siebzehn achtzehn zwanzig mutter geworden ist (1) das ist immer noch ihre entscheidung gewesen (1) und du kannst nicht sagen ob das schlecht oder nicht schlecht ist weil du die nicht (1) SIEHST was sie macht du siehst nicht wie sie als mutter ist du weißt nicht (1) WIE sie mutter gew/(1) warum sie sich dafür entschieden mutter zu sein und deswegen sage ich halt immer (1) man sollte sich nie ZU viel von der gesellschaft ähm beeinflussen lassen weil (1) klar kommt bei jeder jungen mutter irgendwann die frage warum sind sie so früh

mutter geworden (1) das ist klar dass die frage kommt (1) und entweder hat man (2) eine antwort darauf oder man (1) lässt es (1) lässt es einfach an sich vorbeiziehen weil schlussendlich (1) muss die meinung der menschen die einem wichtig sind zählen und nicht von den außenstehenden (2) ((schnaubt leicht lachend)) (4)«

(Szene 74)

Zu Beginn der Szene wiederholt I die Adressierung der Interviewten als ›junge Mutter‹, stellt diese dabei jedoch zugleich in Distanz zu sich selbst. Mit der Formulierung, »sie haben das jetzt vorhin schon gesagt mit sozusagen dass grade (1) junge mutterschaft immer sozusagen so dargestellt wird als ((A schnaubt)) (2) problem«, betont I, eine Aussage der Interviewten aufzugreifen und rahmt die eigene Frage so explizit als Anschluss an eine vorherige Thematisierung. Dadurch wird die Adressierung unmittelbar in einen Kontext gestellt und als bereits Gesagte legitimiert.¹⁴ Is Frage zielt darauf ab, ob beziehungsweise inwieweit sich A von der problematischen Adressierung als ›junge Mutter‹ angesprochen fühlt (»damit auch irgendwie angesprochen wird oder so?«).

In ihrer Antwort bestätigt A, dass sie sich als ›junge Mutter‹ angesprochen fühlt und weist zugleich die Problemhaftigkeit ›junger Mutterschaft‹ zurück. Wie in anderen Szenen erfolgt also zunächst die individuelle Zurückweisung der Betroffenheit (»irgendwo denkt ähm ich bin ganz anders da«). Jedoch geht A im Weiteren in entscheidender Weise über diese hinaus, indem sie die in der Adressierung (re-)produzierte Verknüpfung von ›junger Mutterschaft‹ und Problemhaftigkeit grundsätzlich infrage stellt. Die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ wird als solche umgedeutet. Zwar artikuliert A in einem ersten Antworteinsatz zunächst, dass sie selbst anders sei und deswegen nicht dem Bild ›problematischer Mutterschaft‹ entspreche. Im weiteren Verlauf der Szene wird dem jedoch die Ausführung zur Seite gestellt, dass sie durchaus ›junge Mutter‹ sei, aber die in der Adressierung enthaltene Ordnung prinzipiell infrage gestellt werden müsse. A positioniert sich in diesem Sinne nicht als Ausnahme (vgl. dazu Kap. 5.1.1 und Kap. 5.1.2), sondern kritisiert die mit der Subjektposition ›junge Mutter‹ verbundene Zuschreibung. Sie versucht diese zu entkräften und neu zu besetzen.

So prangert A an, dass sie in Bewerbungsgesprächen immer wieder mit der Unterstellung konfrontiert sei, dass sie keinen Schulabschluss habe (»immer diese blöde frage kommt haben sie überhaupt einen abschluss«), um unmittelbar zu

14 Die Formulierung von I ist dabei unsicher und tastend, wohl auch, da mit der Frage Adressierungen und damit auch Positionierungen wiederholt werden und I dies unangenehm ist (siehe dazu auch Kap. 5.4.1).

skandalisieren, dass ›junge Mütter‹ nicht zwangsläufig als ungebildet charakterisiert werden dürften. A macht deutlich, dass nicht nur die Annahme, dass *sie* keinen Abschluss habe, falsch sei, sondern es die *grundsätzliche* Verknüpfung von ›junger Mutterschaft‹ und Bildungsferne ist, die unzulässig und zu kritisieren sei. Die in solch einer Adressierung als ›junge Mutter‹ enthaltene Ordnung baue auf falschen Verallgemeinerungen und Schlüssen auf und sei *als solche* unzutreffend. Zum Gegenstand der Kritik wird damit nicht (nur) die eigene falsche Zuordnung, sondern (darüber hinaus) die mit der Adressierung verbundenen Konnotationen und Zuweisungen.

Ausgehend von der Diskrepanz zwischen eigener Erfahrung und gesellschaftlicher Deutungsmacht entwickelt A eine Kritik an den gesellschaftlichen Normalitätsannahmen als solchen (›warum muss es heißen wenn ich junge mutter bin dass ich keinen abschluss habe‹). Die eigene Intelligibilität wird darüber gesichert, dass die gemachten anerkegnbaren Erfahrungen ›junger Mutterschaft‹ dem gesellschaftlichen Bild derselben gegenübergestellt werden (›dann interessiert dich das nicht wirklich was die leute (1) sagen was das junge muttersein‹). Damit wird die eigene Subjektposition als ›junge Mutter‹ von einer gefährlichen Grenzposition weggerückt. Der relativierende Umgang mit der Adressierung lässt sich demnach als Versuch verstehen, ›junge Mutterschaft‹ grundsätzlich als nicht-problematisch umzudeuten und dadurch Intelligibilität zu erlangen.¹⁵

Dies geschieht im Verlauf der Szene auch dadurch, dass in einer differenziellen Figur die ›scheinbaren jungen Mütter‹ den ›wirklichen jungen Müttern‹ gegenübergestellt werden (vgl. Abbildung 7). Die gesellschaftliche Konzeption ›junger Mutterschaft‹ (als problematisch) wird mit ›der Realität‹ kontrastiert. Dabei ist die Subjektposition der ›scheinbaren jungen Mütter‹ dadurch charakterisiert, dass diese keinen Abschluss haben, nicht schlau sind und sich angeblich klare Gründe feststellen lassen, weshalb jemand früh Mutter geworden ist. Auf Seiten ›der Realität‹ wird betont, dass die ›wirklichen jungen Mütter‹ auch Abitur gemacht haben sowie schlau sein können und dass sie selbst dazu in der Lage sind, darüber zu bestimmen beziehungsweise zu urteilen, wann sie Mutter werden.

15 ›Junge Mütter‹ lassen sich dabei gewissermaßen als ›Randgruppe‹ der Mütter begreifen. So verweist beispielsweise die Formulierung des Mutterseins – also die Substantivierung von Mutterschaft als Eigenschaft – darauf, dass ›jung‹ innerhalb der Szene nicht lediglich als beschreibendes Adjektiv benutzt wird, sondern vielmehr mit der Bezeichnung ›junge Mutterschaft‹ auf ein Konzept und eine positionierende Adressierung verwiesen wird. ›Jung‹ ist hier ein spezifisch gewertetes Attribut, in dem auch eine deutliche Abwertung klar wird, aufgrund derer eben diese Konnotation der Attribuierung zu bekämpfen versucht wird.

Abbildung 7: Differenzielle Figur Annahme (»scheinbare junge Mütter«) vs. »die Realität« (»wirkliche junge Mütter«)

Differenz		Äquivalenz
Annahme (»scheinbare junge Mütter«)	vs »die Realität« (»wirkliche junge Mütter«)	Mutterschaft als junge Mutter
»immer diese blöde frage kommt haben sie überhaupt einen abschluss«	»ich kann sogar abitur gemacht haben wenn ich junge mutter bin«	<i>Bildungsstand</i>
(nicht schlau)	»wer weiß wie schlau jemand ist das muss doch ÜBERHAUPT nichts damit zu tun haben«	
klare falsche Gründe, warum jemand früh Mutter geworden ist	können selber darüber bestimmen/urteilen, wann sie Mutter werden	<i>gesellschaftliches Urteilen</i>
»DEIN bild«	eigene Erfahrungen / Erleben	<i>Ursprung des Urteils</i>
unmarkiert -	markiert + Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung

Die Charakterisierung scheinbarer wie tatsächlicher »junger Mutterschaft« erfolgt hier über den Bezug auf Debatten über Bildung. As Aussage, dass auch »junge Mütter« Abitur haben können, zielt darauf ab, die in der Adressierung enthaltene Gleichsetzung von »junger Mutterschaft« mit fehlendem Bildungsabschluss und geringer Intelligenz aufzuheben. Es wird die Verkettung von »junger Mutterschaft« und Bildungsferne gebrochen und das über »junge Mutterschaft« vermittelte Bild relativiert. A problematisiert die Gleichsetzung dabei sowohl hinsichtlich der in ihr enthaltenen Konnotation (»wer weiß wie schlau jemand ist das muss doch ÜBERHAUPT nichts damit zu tun haben«) als auch hinsichtlich ihres zurechnenden Charakters (»DEIN bild ich/ich lebe (1) so wie ich lebe«). Die Bezeichnung als Bild macht dabei deutlich, dass es sich um eine Zuschreibung sowie verzerrte Vorstellung und gerade nicht um eine angemessene Repräsentation handelt, weswegen die in der Adressierung enthaltene Ordnung, dass man als »junge Mutter« kein Abitur haben könne, fehlerhaft und zu kritisieren sei.

As Zurückweisung der gefährlichen Adressierung stützt sich dabei vor allem auf die Autorität des eigenen Erlebens statt des bloßen Bildes. A plädiert dafür, dass die Frage, ob »junge Mütter« »schlechte« oder »nicht-schlechte Mütter« seien, über die hinreichende Sorge fürs Kind entschieden werden müsse. Diese ließe sich anhand der Entwicklung und dem Zustand des Kindes beurteilen, nicht aber angesichts von Vorannahmen aufgrund des Alters ablesen, mit denen sie im Rahmen von Bewerbungsgesprächen konfrontiert sei oder die von »den Leuten« geäußert

würden. Die Sicherung der eigenen Subjektposition wird über den Bezug auf das eigene Handeln sowie dessen Resultate und in Gegenüberstellung zu einem gesellschaftlichen Bild hergestellt. Die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung wird zu delegitimieren versucht, indem ihr abgesprochen wird, auf gültigen Parametern zu fußen (›wenn du ein Kind vor dir hast was du aufwachsen siehst wo du siehst was du richtig machst (1) dann interessiert dich das nicht wirklich was die Leute (1) sagen was das Junge Muttersein/sein angeht‹).

A konstituiert die eigene Subjektposition als ›nicht-schlechte junge Mutter‹, indem sie die eigenen Erfahrungen als relevanten Bezugspunkt heranzieht. Dem entgegen steht das gesellschaftliche Sprechen über ›junge Mutterschaft‹, gegen das sie sich zur Wehr setzt und das sie relativiert. Wie auch in der vorangestellten Szene wird dabei eine alternative Relevanzordnung gegen die in der Adressierung (re-)produzierte Generalisierung und die damit verbundene Zurechnung eingesetzt (›ich kann euch gerne wenn ihr das möchtet vom Gegenteil überzeugen da habe ich kein Problem mit‹). Dies geschieht indem die in der hegemonialen Adressierung als ›junge Mutter‹ (re-)produzierte Ordnung offensiv infrage gestellt sowie die Adressierung selbst umgedeutet wird. Ermöglichungsbedingung dafür ist einerseits der Bezug auf die Unterstützung durch Freund_innen und Familie. Andererseits die Inanspruchnahme der Argumentation, nur selbst das eigene Leben beurteilen zu können – also die Bezugnahme auf die Prinzipien von Souveränität und Reflexivität.¹⁶

A bemüht sich in ihren Aussagen, die Position der ›jungen Mutter‹ gegen die hegemoniale gesellschaftliche Adressierung und die in ihr (re-)produzierte Ordnung neu zu besetzen, indem sie betont, dass das Leben und die eigene Erfahrung zählt und nicht das, was ›die Leute‹ sagen. Zugleich wird dabei deutlich, dass diese Versuche der Zurückweisung der in der Adressierung (re-)produzierten Ordnung und der damit verbundenen prekären Position unsicher bleiben. So stellt A beispielsweise lediglich eine ›schlechte‹ einer ›nicht-schlechten jungen Mutter‹ gegenüber – eine ›gute junge Mutter‹ ist im Hinblick auf die gegenwärtig hegemoniale Ordnung jedoch nicht benennbar. Auch As Aussage, dass man sich nicht ›ZU viel von der Gesellschaft ähmen beeinflussen lassen‹ sollte, verweist darauf. Eine gewisse Beeinflussung scheint also gar nicht vermeidbar zu sein.

In As Aussage zeigt sich so einerseits, dass man immer von gesellschaftlichen Zuordnungen und Annahmen beeinflusst wird – andererseits stellt sie aber klar,

16 Das Argumentationsmuster schließt damit an gegenwärtig verstärkt auftretende therapeutische Logiken an, die ›Authentizität‹ und ›Ganzheitlichkeit‹ als entscheidende Prinzipien betonen. Es müsse darum gehen – so die Argumentation – dem auf den Grund zu gehen, wer man ›wirklich‹ ist – und das weiß man am besten selbst oder höchstens nahestehende Personen (vgl. Fiedel 2021; dazu dass auch diese Therapeutisierung als moderne Regierungstechnik verstanden werden muss zudem auch Illouz 2011; Bröckling 2017).

dass man diesen Einfluss nicht zu groß werden lassen sollte. Durch die Betonung der Wichtigkeit von Reflexivität versucht A eine andere Deutungsordnung einzuführen, zugleich wird jedoch deutlich, dass der gesellschaftlich hegemonialen Ordnung und dem mit ihr verbundenen Bild nicht jegliche Wirkmächtigkeit entzogen werden kann. Ein Legitimierungsdruck durch die Adressierung als ›junge Mutter‹ bleibt trotz Versuchen der Neubesetzung erhalten. Die Ordnung kann nicht einfach durch einen einmaligen Sprechakt entkräftet werden. Jedoch, so stellen As Aussagen ebenso heraus, muss zumindest versucht werden, die Regeln des Anerkennbaren, also die Bezugsordnung (gefährlicher) Adressierungen, zu verschieben – wie in der Szene, in der die Subjektposition der ›jungen Mutter‹ umzudeuten versucht wird.

5.3.2 Ironisieren – Erwartungen zurückweisen

Wie die vorangestellte zeichnet sich auch die nachfolgende Szene dadurch aus, dass in ihr Adressierungen nicht zurückgewiesen, sondern angenommen werden und zugleich die in ihnen (re-)produzierte Ordnung problematisiert wird. In der Szene stellt die Interviewte die gesellschaftlich hegemoniale Ordnung und ihre hohen Erwartungen an Mütter mithilfe humoristischer Überspitzung als fehlerhaft infrage. A sichert die eigene Position als jemand, die diesen Erwartungen nicht entsprechen kann, darüber ab, dass sie strukturelle/systemische Ursachen herausstellt. Die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung wird ironisiert und damit als überzogen kritisiert, womit anschließend das eigene Scheitern an den hohen Erwartungen als strukturelles statt als individuelles Problem konzeptualisiert werden kann. Zugleich wird hier augenscheinlich, inwieweit dieser Versuch der Absicherung unsicher und die Frage der Wirkmächtigkeit stets umkämpft bleibt.

I: »was ähm (2) sie haben es ja grad gesagt was sozusagen wenn sie sagen was erwartet die gesellschaft ähm können sie das noch ein bisschen (1) mehr dazu erzählen? (3)«

A: »die gesellschaft erwar((lacht leicht)) also so wie ich das sehe erwartet sie eigentlich dass man (1) so viele kinder wie möglich kriegt (2) aber dann bloß nicht äh (1) auf ihrer tasche liegt also auf der tasche des staates sondern auch direkt wieder (1) fit und aktiv ähm (1) ins berufsleben einsteigt (1) ja und geld verdient und steuern zahlt ((lacht leicht)) das erwartet die gesellschaft eigentlich ja (3) ja (2)«

I: »und wie geht es ihnen wenn sie sozusagen also genau mit/es gibt eben diese erwartung und sie sehen ja die realität (A: mhm) ähm (1) wie geht man damit um? oder was macht das mit einem? (3)«

A: »also (1) wenn man zu viel drüber nachdenkt dann stresst es einen (1) definitiv (1) es ist jetzt keine sache ähm worüber ich jetzt tagtäglich nachdenke (1) ähm aber (2) ja es verängstigt einen eigentlich schon dann überlegt man sich glaube ich drei vier mal ob man überhaupt ein ((lacht leicht)) kind kriegt und oder äh oder nicht (1) und (3) wenn man dann noch alleine ist also (2) ja dieses alleinerziehendsein das wünsche ich eigentlich keinem weil das erschwert alles noch mal mehr (1) das/ja (4) wenn man da so ein bisschen rüchhalt von einem partner hat ist auf jeden fall schon einiges einfacher (l: mhm) vor allem jemand der vielleicht auch ein gutes einkommen hat (1) also ich habe eine freundin ähm (1) die hat einen mann der verdient gut und die haben auch ein kind gekriegt jetzt das erste (1) und die kann sich halt jetzt echt ausruhen sich vollkommen auf das kind konzentrieren und ist auch immer total glücklich und ausgeglichen was ich ja dann auch verstehen kann ((lacht leicht)) ja (1) aber wenn man diese voraussetzungen nicht hat dann ähm (1) sollte man sich glaube ich wirklich zwei drei mal überlegen ob man überhaupt kinder kriegt weil (2) es ist eigentlich was schönes (1) aber (1) durch dieses system was wir hier haben erschwert es einem eigentlich alles so (1) ich meine wir leben hier auch wir haben hier gr/viele große städte die kinder können jetzt auch hier nicht ähm (1) den ganzen tag draußen sein man muss sie ja immer betreuen ich muss mit auf den spielplatz ich muss auch mit raus und (1) ähm es geht in so einer großstadt einfach nicht anders heutzutage also (3) ja es ist einfach irgendwie alles nicht so (1) nicht ((lacht leicht)) so gut durchorganisiert (1) ja (3)«

(Szene 72)

Die Einstiegsfrage durch die Interviewer_in schließt an eine vorherige Aussage der Interviewten an. In dieser hatte A von den vielfältigen Anforderungen an Mütter berichtet. I fordert die Interviewte nun dazu auf, diese Erwartungen zu spezifizieren und weiter auszuführen. Aus As daran anschließender Antwort geht hervor, dass die gegenwärtige Adressierung als Mutter eine prekäre Position darstellt. Denn, so führt A aus, die gesellschaftlichen Anforderungen an Mutterschaft seien extensiv und in ihrer Gesamtheit gar nicht zu erfüllen. So sollen Mütter »so viele kinder wie möglich« bekommen und zugleich direkt »fit und aktiv« in den Beruf zurückkehren, um zu arbeiten, Geld zu verdienen, Steuern zu zahlen und vor allem dem Staat nicht »auf der tasche« zu liegen.

Bemerkenswert an As Antwort ist auch ihre Ausdrucksweise. Sie macht durch die Art und Weise, wie sie die gesellschaftlichen Erwartungen an Mütter aufgreift, unmittelbar deutlich, dass diese Anforderungen in ihrer Gesamtheit eigentlich un erfüllbar sind und kritisiert so die in der gegenwärtigen Adressierung der Mutter (re-)produzierte Ordnung. Durch Ausdrücke wie »direkt wieder« und »so vie-

le wie möglich« sowie insbesondere durch den Ausdruck »fit und aktiv« wird in ironischer Weise auf neoliberale Idealvorstellungen von aktiver und allumfassender Mutterschaft Bezug genommen. Diese neoliberalen Idealvorstellungen werden damit als überzogen und unangemessen herausgestellt. Mithilfe dieser humoristischen Überspitzung wird es im Anschluss möglich, sich zu diesen gesellschaftlichen Erwartungen an Mutterschaft in (partielle) Distanz zu setzen und auch die Gefahr, die von deren Nicht-Erfüllung ausgeht, auf Abstand zu bringen. Es gelingt damit, die eigene Subjektposition zu sichern, auch wenn diese nicht den Anforderungen entsprechen kann und somit (indirekt) als »schlechte Mutter« adressiert ist.

Insbesondere auch diese Art des Sprechens ermöglicht es dabei, die in der Adressierung (re-)produzierte Ordnung anzuzweifeln und zu kritisieren. So wird der Beginn von As Antwort durch ihr Lachen eingeleitet, welches bereits als Distanznahme von den befürchteten Erwartungen verstanden werden kann. Zudem ermöglicht ihr das Lachen, die Anforderungen als überzogen ansprechbar zu machen. Im Folgenden sind As Ausführungen dann vor allem durch metaphorisches (»auf der tasche des staates«), überzogenes (»so viele kinder wie möglich«) und parodierendes (»fit und aktiv«) Sprechen gekennzeichnet. Auch die Kürze der Darstellung trägt dazu bei, dass die in der Ordnung enthaltenen Erwartungen in ironischer Weise zurückgewiesen werden können. Die Beschreibung der Anforderungen wird nur in Schlagwörtern aufgerufen. An dieser Formelhaftigkeit wird deutlich, dass es sich bei den angesprochenen Bezugspunkten um kondensierte Begriffe handelt, die jeweils einzeln in ihrer Benennung ausreichen, um ein gesellschaftlich geteiltes aber unerreichbares Ideal »guter Mutterschaft« aufzurufen.

Insgesamt macht die Art der Thematisierung es so möglich, herauszustellen, dass die mit der Adressierung als Mutter verbundenen Anforderungen unmöglich zu erfüllen sind und die gesellschaftlich hegemoniale Ordnung dieser Adressierung zu hinterfragen ist. Davon ausgehend können dann die eigenen Probleme mit diesen Anforderungen nicht als individuelles Versagen, sondern als Ausdruck von Struktureffekten konzeptualisiert werden. Dabei wird sichtbar, dass die in der Adressierung (re-)produzierte Anforderungsordnung gegenwärtig den hegemonialen Bezugsrahmen von Mutterschaft darstellt. Zugleich zeigt sich jedoch auch, dass dieser infrage gestellt werden kann. A kritisiert so die neoliberale Perspektive und legt dar, dass die Frage, nach welchen Kriterien Mutterschaft legitimerweise zu bewerten ist, noch/wieder ausgehandelt werden muss. Was »gute Mutterschaft« bedeutet, sei nicht determiniert, sondern umkämpft.

Die Regeln, die für die eigene (Nicht-)Intelligibilität (als Mutter) gelten, werden durch A als kontingent hervorgebracht und als Aushandlungsgegenstand konstituiert. Dass es sich in Bezug auf die Bestimmung dieser Regeln um ein Kampffeld handelt, wird vor allem in As Antwort auf die Nachfrage von I deutlich, wie es A mit diesen Erwartungen an sie als Mutter gehe. In ihrer Antwort macht die Inter-

viewte zunächst klar, dass sie die Adressierung ignoriere (»es ist jetzt keine sache ähm worüber ich jetzt tagtäglich nachdenke«).¹⁷ Im Weiteren relativiert sie jedoch diese Aussage, wenn sie betont, dass das Hören der Ansprache bei ihr zu Stress und Verängstigung führe. Sie bestätigt also die Adressierung (zumindest partiell) und erkennt ihre Wirkmächtigkeit auch hinsichtlich der eigenen Subjektposition an.

Es wird damit sichtbar, wie fragil das Unterfangen ist, eine intelligible Subjektposition als Mutter zu erlangen angesichts einer gesellschaftlichen Ordnung, in der die prekäre Position der ›schlechten Mutter‹ allgegenwärtig ist und die Anforderungen an die Position der ›guten Mutter‹ allumfassend und paradox sind. Die Möglichkeit, als (schlechte) Mutter der Verwerfung ausgesetzt beziehungsweise in einer prekären Positionierung an der Grenze des Intelligiblen positioniert zu werden, ist in As Aussagen omnipräsent. Besonders eindrücklich zeigt sich das an As Aussage: »dann überlegt man sich glaube ich drei vier mal ob man überhaupt ein ((lacht leicht)) kind kriegt und oder äh oder nicht«. A schildert, dass die gegenwärtige hegemoniale Ordnung in einer Subjektposition der Mutter resultiere, die sich zentral dadurch auszeichne, mit unerfüllbaren Erwartungen verbunden zu sein. Daran anschließend liege es deswegen, so As Konstatierung, nahe, sich der Adressierung als Mutter grundsätzlich zu entziehen, um zu umgehen, in eine prekäre Position ›an der Grenze‹ gebracht zu werden, also sich genau zu überlegen, ob man überhaupt ein Kind bekommen will.

Insbesondere alleinerziehende Mutterschaft ist als prekär gekennzeichnet, da diese mit geringerer Unterstützung sowie größerer finanzieller Unsicherheit einhergeht (»ja dieses alleinerziehendsein das wünsche ich eigentlich keinem weil das erschwert alles noch mal mehr«). Näher bestimmt wird alleinerziehende Mutterschaft in der Szene vor allem durch ihre Gegenüberstellung zu partnerschaftlicher Mutterschaft. Bei dieser gebe es zumindest an sich die Möglichkeit, sich vollkommen auf das Kind zu konzentrieren, glücklich und ausgeglichen zu sein – wenn auch nur in dem Fall, dass der Partner genügend Geld verdient und man deswegen nicht selbst darauf angewiesen sei, arbeiten zu gehen (»vor allem jemand der vielleicht auch ein gutes einkommen hat«). Für alleinerziehende Mutterschaft jedoch ist diese Option von vornherein unmöglich.

Insgesamt werden im Verlauf der Szene verschiedene Möglichkeiten von ›guter Mutterschaft‹ als (unerreichbare) Ideale konzeptualisiert.¹⁸ Während zu Beginn eine arbeitende, aktive Mutterschaft als Ideal gesetzt wird, taucht später die Möglichkeit ›guter Mutterschaft‹ jenseits von Arbeit auf, insofern die finanzielle Versorgung durch Partnerschaft gesichert ist. Dabei ist die erste Konzeptualisierung

17 Vergleiche dazu auch Kap. 5.2.1.

18 Zur gegenwärtigen Ambivalenz von Anforderungen an und Idealen von Mutterschaft siehe grundlegend beispielsweise Thiessen/Villa 2008; Speck 2016 sowie auch Kap. 4.3.1.

– Ideal des neoliberalen Muttersubjekts im Kontext des adult-worker-Modells – als gegenwärtig hegemoniale gekennzeichnet. Doch auch die zweite Variante – fordristisches Ideal von versorgender Mutterschaft – scheint noch eine anerkennbare Möglichkeit von Mutterschaft darzustellen. Am besten sollten Mütter ›unternehmerische Subjekte‹¹⁹ sein. Alternativ ist die Subjektposition der ›Hausfrau und Mutter‹ auch noch akzeptabel.²⁰ Obwohl A zwei sichere Positionen von Mutterschaft beschreibt, ist die eigene Subjektposition dennoch dergestalt gekennzeichnet, dass sie keiner von beiden entspricht. Entgegen den in der gesellschaftlichen Ordnung eingesetzten Idealbildern der glücklichen und ausgeglichenen Freundin und der aktiven und fitten Arbeiterin ist die eigene Subjektposition jenseits dieser sicheren Orte im Sozialen positioniert. Sie befindet sich an der Grenze des Intelligiblen, da sie die Ansprüche nicht oder nur bedingt erfüllen kann.

Es ist eben diese Positionierung, die im Anschluss an die vorherige Kritik der gegenwärtigen Ordnung nun im Weiteren durch A jedoch als Effekt »dieses system[s] was wir hier haben« beschrieben wird. A stellt heraus, es sei das System, welches alles erschwere und Mutterschaft zu einem Problem mache. In unterschiedlicher Weise wird darauf verwiesen, dass gerade die Ansprüche und die Ordnung selbst das Problem darstellen, da man diesen gar nicht entsprechen könne und zwangsläufig an ihnen scheitern müsse. Über die Charakterisierung des Systems als problematisch und der gestellten Erwartungen als unerfüllbar wird es A also möglich, Schwierigkeiten und Probleme zu beschreiben und gleichzeitig die eigene Subjektposition (zumindest partiell) zu sichern. Ihre Lage als ›unzureichende Mutter‹ wird nicht als individuelles Stigma hervorgebracht, sondern entindividualisiert verhandelt und als Effekt von strukturellen Bedingungen konzeptualisiert. Damit wird es zumindest teilweise möglich, sich als Subjekt in der Prekarität hervorzubringen. A beschreibt sich selbst als prekäres Subjekt, steht dabei aber nicht in gleichem Maße in der Gefahr der Verwerfung, wie es an vielen anderen Stellen innerhalb des Materials geschieht (vgl. auch Kap. 5.2.2).

Die Autorität und Gültigkeit der in gegenwärtigen Adressierungen als Mutter enthaltenen Ordnung wird infrage gestellt. Dadurch gelingt es A, die eigene Subjektposition (partiell) zu sichern, da die eigene prekäre Lage nicht als persönliche Verantwortung, sondern als Effekt materiell-struktureller Bedingungen begreifbar wird. Das Eingestehen der eigenen Verletzbarkeit in der Subjektwerdung er-

19 Die Diagnose, dass sich die Gegenwart insbesondere durch die Maxime ›Handle unternehmerisch!‹ auszeichnet, welche sich in der Subjektivierungsform des unternehmerischen Selbst niederschlägt, wurde durch Ulrich Bröckling in seiner einschlägigen Studie herausgearbeitet (siehe Bröckling 2007; zur Frage der Aktualität dieser Diagnose vgl. auch Walgenbach 2019).

20 So unterschiedlich die Positionen jeweils sind, so unbestritten scheint dabei jedoch die Maßgabe zu sein, dass für intelligente Mutterschaft – jenseits von staatlicher Unterstützung – genügend Geld zur Verfügung stehen muss.

möglicht es, eine ›postsouveräne Subjektposition‹ einzunehmen (vgl. zum Konzept postsouveräner Subjekte Villa 2012: 35ff.). Über die Argumentation, dass Mutter sein nicht nur vom eigenen Sein, sondern auch von den Umständen abhängt, erlangt die Interviewte (eingeschränkte) Handlungsfähigkeit. Im Eingeständnis von Vulnerabilität werden die Herstellung einer intelligiblen Subjektposition möglich und die aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Mutterschaft relativierbar. Gerade durch den Bruch mit der Vorstellung absoluter Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen ergibt sich so Handlungs- und Kritikpotenzial.

5.3.3 Kollektivieren – Solidarität einklagen

In den beiden vorangestellten Szenen ist sichtbar geworden, inwieweit Versuche, gefährliche Adressierungen umzudeuten und zu relativieren, in zentraler Weise mit Kämpfen um die Infragestellung und Neubesetzung der gegenwärtigen Ordnung einhergehen. Auch in der folgenden Szene wird Kritik an der in der Adressierung (re-)produzierten Ordnung und damit den Bedingungen der eigenen Subjektwerdung geübt. Innerhalb dieser tritt nun jedoch hervor, wie die (gefährliche) Adressierung in der Annahme kollektiviert wird. Unter Rückgriff auf die kollektive Subjektposition ›wir Frauen‹ wird es so möglich, die Kritik an der Ordnung mit der Aufforderung der Solidarisierung zu verbinden. In Form einer Anklage wird dabei durch die Interviewte die Unangemessenheit gesellschaftlicher Anforderungen darstellbar. Durch die Einnahme der kollektiven Subjektposition können sowohl die eigene Intelligibilität abgesichert als auch die gesellschaftlichen Bedingungen von Intelligibilität kritisiert werden. Über den Bezugspunkt der Kollektivität wird die eigene Subjektposition als eine vulnerable und strukturell benachteiligte, aber dennoch handlungsfähige und anerkennbare positioniert.

I: »mhm (1) und sie haben vorhin gesagt dass das (1) was hier sozusagen anders ist als manchmal äh ähm bei andern chefs oder so (1) dass hier ein verständnis dafür da ist (A: mhm) quasi dass ein kind da ist ähm (A: mhm) haben sie das gefühl dass das generell in der gesellschaft oder eben grade im job weniger verständ!«

A: »ja«

I: »also zu wenig verständnis dafür gibt?«

A: »auf jeden fall nicht generell aber weniger auf jeden fall weil (1) man sieht es doch (2) wir haben nicht so viele frauen in der führungsposition (1) es sind es sind hauptsächlich männer (1) warum (1) die frau/wobei frauen es besser machen KÖNNEN (1) trotzdem es sind die männer (1) ich da wo ich gearbeitet habe wo ich dann auch in mutterschutz gegangen bin (1) äh war meine vorgesetzten

eine frau (1) und die hatte kein verständnis dafür dass ich meine morgenübelkeit hatte dass ich mal eine HALBE stunde zu spät gekommen bin aber vorher auch angerufen habe (2) ähm wobei sie ja auch kinder bekommen hat sie hat das ja erlebt und ich finde wenn eine FRAU als arbeitgeberin nicht verständnis für eine für eine frau hat oder zeigen kann (1) ey sorry dann sind wir verloren in der welt auf jeden fall weil wir frauen müssen schon zusammenhalten weil (1) die männer (1) equal pay ist doch auch so ein so ein so ein thema (1) wir werden nicht OBWOHL wir genauso viel arbeiten wie die männer werden wir trotzdem nicht dementsprechend bezahlt wieso ist das so? (I: mh) und (1) deswegen finde ich (2) wir frauen (2) HABEN es schwer weil wir kinder kriegen weil wir ausfallen aber es können auch die männer sein die ausfallen können das sind halt nicht nur die frauen (I: hm) aber (1) das ist ja so dieses nach dem schema es ist vorgegeben und du orientierst dich danach fertig (I: mh (2)) deswegen (2)«

(Szene 241)

Die Szene beginnt mit der Frage von I an die Interviewte, ob diese das Gefühl habe, dass es im Job zu wenig Verständnis für ihre Situation als Mutter gibt.²¹ Dies wird durch die Interviewte in ihrer Antwort bestätigt (»auf jeden fall«) und als offensichtlich ausgewiesen (»man sieht es doch«). Das werde beispielsweise daran deutlich, dass es zu wenige Frauen in Führungspositionen gebe. Die Thematisierung der geringen Frauenquote in Führungspositionen wird dabei durch A zusätzlich mit dem Argument verknüpft, dass »frauen es besser machen KÖNNEN«: Eigentlich seien Frauen als leistungsfähiger zu betrachten, allerdings führten die gesellschaftlichen Bedingungen dazu, dass sich dies nicht in Bezug auf Karrierepositionen niederschläge. Dort erscheine »Frausein« vielmehr als Nachteil und Problem.

Als ursächlich dafür wird von A zunächst ihre persönliche Erfahrung angeführt, dass Frauen im Job durch Arbeitgeber_innen oft nur wenig Verständnis entgegengebracht werde. Im weiteren Verlauf der Szene verschränkt sich das Einfordern von Verständnis hinsichtlich der spezifischen, eigenen Lebenssituation jedoch mit einer strukturellen Anklage – so beispielsweise wenn auf »equal pay« und die geringere Bezahlung von Frauen hingewiesen wird. Durch die Reklamation einer kollektiven Subjektposition des »wir Frauen« verknüpft A ihre Anklage zudem mit der Aufforderung zur Solidarität. Der gefährlichen Adressierung – als Frau jemand zu sein, die den innerhalb des Jobs gestellten Anforderungen nicht entsprechen kann – wird durch Relativierung und Umdeutung über das Mittel der Kollektivierung begegnet. Es wird für A so möglich, ihre Subjektposition der gefährlichen

21 Mit dieser Aussage schließt I an eine im Vorhinein getroffene Aussage von A an, dass Mutterschaft und Erwerbstätigkeit schwierig zu verbinden seien.

Adressierung als Erwerbslose zu entziehen und sie vielmehr mit der von Führungskräften zu parallelisieren und zwar durch den Bezug auf eine gemeinsame kollektive Subjektposition des ›wir Frauen‹.

Als Schlüsselpunkt in Bezug auf diese Hervorbringung einer kollektiven Subjektposition des ›wir Frauen‹ kann dabei As Bericht der mangelnden Unterstützung durch eine andere Frau gelten. A skandalisiert hierbei, dass ihre ehemalige Arbeitgeberin – obwohl sie auch eine Frau ist – kein Verständnis für ihre veränderte Lebensrealität durch die Mutterschaft gehabt habe. Während mitschwingt, dass von Männern, so A weiter, sowieso keine Unterstützung zu erwarten sei, da diese kein Verständnis der Situation hätten, müsse man doch zumindest auf eine Frau als Arbeitgeberin zählen können. Es sei unerlässlich, sich auf die Solidarität zwischen Frauen verlassen zu können (›wir frauen müssen schon zusammenhalten‹), denn andernfalls ›sind wir verloren in der welt‹. Die Forderung nach Solidarität begründet A über die Hervorbringung von Frauen als ›natürliche‹ Bündnispartnerinnen. Im ›wir frauen müssen schon zusammenhalten‹ abstrahiert die Argumentation von der persönlichen hin zu einer kollektiven Erfahrung und postuliert die gesellschaftliche Forderung nach Solidarität als Mittel politischer Subjektivierung. ›Wir‹ sind verloren, wenn ›wir‹ nicht wenigstens als ›kollektiv betroffene Gruppe‹ für die eigenen Rechte, insbesondere für gleiche Bezahlung, eintreten.

Voraussetzung für diese Argumentation ist, dass Frauen konzeptionell mit Müttern gleichgesetzt werden sowie Geschlecht als ›Masterkategorie‹ konzeptualisiert wird. So folgt die Argumentation der Logik, dass der Grund dafür, dass Frauen weniger Geld verdienen, darin liegt, dass diese Kinder bekommen und deswegen ausfallen. Frau und Mutter werden damit als äquivalente Subjektpositionen konstituiert. Unabhängig von anderen Differenzierungen – wie beispielsweise Klasse, Migration oder sonstigen Kategorien sozialer Differenz – wird damit eine kollektive Subjektposition über das Geschlecht und als ›Solidargemeinschaft Mütter/Frauen‹ erzeugt. Diese Gleichsetzung und Generalisierung ermöglicht es, Solidarität und Gemeinschaft ›der Frauen‹ einzufordern. Die Forderung nach einem gemeinsamen Handeln wird ausgehend von der (unterstellten) gemeinsamen Erfahrung, Mutter zu sein beziehungsweise sein zu können, möglich. Es wird ein (potenziell) handlungsmächtiges Kollektivsubjekt des ›wir Frauen‹ erzeugt. Die Thematisierung von Geschlecht als Kategorie sozialer Wirklichkeit ermöglicht eine vergemeinschaftende Kollektivität, Handlungsfähigkeit und Solidarität. Gleichzeitig geht damit in grundsätzlicher Weise auch eine Verallgemeinerung des Subjekts ›wir Frauen‹ einher – die es (beispielsweise) verhindert, dass die unterschiedlichen Klasseninteressen ›der Frauen‹ thematisiert werden (vgl. diesbezüglich Kap. 3.3.1 und weitergehend Kap. 6.4).

Eine wichtige Bedingung der Ermöglichung dieser Hervorbringung einer kollektiven Subjektposition des ›wir Frauen‹ liegt dabei wohl darin, dass I durch A als Frau gelesen wird und demnach als Teil des ›Wirs‹ vergemeinschaftet werden

kann. Da alle Frauen – und somit auch I, die hier als solche gelesen wird – (potenziell) arbeitende Mütter sind, sind alle denselben Problemen ausgesetzt. Deswegen müssen sie zusammenstehen und als solidarische Gruppe handeln. As ›wir Frauen‹ ermöglicht es, eine Verbindung von A und I herzustellen, die beide ›auf der gleichen Seite‹ verortet. Die Kollektivierung der Adressierung ist insbesondere auch deswegen möglich, weil sie die (Re-)Produktion eines (vermeintlich) die Interviewte und I einschließenden ›Wirs‹ beinhaltet. In diesem ›wir Frauen‹ kann eine gemeinsame kollektive Subjektposition geschaffen werden, mit der es A gelingt, die eigene Position auch vor anderen gefährlichen Adressierungen – zum Beispiel in Bezug auf Erwerbslosigkeit – abzusichern.²²

Gerade der Bezug auf die kollektive Subjektposition des ›wir Frauen‹ ermöglicht zudem die Hervorbringung der eigenen Subjektposition als verletzlich. So stellt A zum Ende der Szene fest, dass sie findet, »ich (2) wir frauen (2) HABEN es schwer weil wir kinder kriegen weil wir ausfallen«. Mit der Betonung des Habens wird keine Abgrenzung zu Männern, sondern zu denjenigen gezogen, die behaupten, Frauen hätten es nicht schwer. Die eigene Position sei, so betont sie, *tatsächlich* eine beschwerliche und prekäre, für die es Verständnis geben sollte und die eben nicht, wie es derzeit der Fall sei, einfach übergangen werden könne.

Durch die Kollektivierung der Adressierung und die Einnahme einer gemeinsamen Position des ›wir Frauen‹ gelingt es innerhalb der Szene, die eigene Subjektposition als aktuell Nicht-Erwerbstätige umzudeuten, zu legitimieren und abzusichern. Die Subjektposition als Teil des ›wir Frauen‹ kann dazu genutzt werden, die Gefahr der Verwerfung angesichts der Nicht-Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen von sich zu weisen und dennoch eine intelligible Position einzunehmen. Darüber hinaus wird es durch die kollektive Subjektposition des ›wir Frauen‹ auch möglich, die aktuelle gesellschaftliche Ordnung als ungerecht zu skandalisieren und grundsätzlich infrage zu stellen. Schließlich kann die kollektive Subjektposition dazu dienen, ausgehend von der Anerkennung der eigenen Verletzlichkeit zur Solidarität aufzufordern.

5.4 Identifizierung und Bekenntnis

Anhand der bisherigen Darstellungen wurde bereits verdeutlicht, dass der Versuch, die eigene Intelligibilität angesichts gefährlicher Adressierungen zu sichern, auf sehr unterschiedliche Weise erfolgen kann. Alle bislang aufgerufenen Szenen gleichen sich dabei jedoch insofern, als die Sicherung über die Abwehr der Adressie-

22 Der Frage, wie das Einnehmen einer kollektiven Subjektposition in intersektionale Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowie die gegenwärtig ›Ordnung des Prekären‹ eingebettet ist, wird weitergehend in Kap. 6 nachgegangen.

nung und/oder die Infragestellung der in der Adressierung (re-)produzierten Ordnung geschieht. Es wird versucht, die eigene Position in der einen oder anderen Weise als different zu den gefährlichen Adressierungen zu konstituieren. Dies erscheint auch unmittelbar plausibel, verorten doch gefährliche Adressierungen das Subjekt (nah) an der Grenze des Intelligiblen. Der Versuch, die eigene Betroffenheit von diesen Adressierungen oder deren Basis zu kritisieren, liegt deswegen auf der Hand.

Weniger evident erscheint, dass es auch Umgangsweisen gibt, innerhalb derer sowohl die Adressierung angenommen wird, als auch die in dieser Adressierung (re-)produzierte Ordnung unterstützt wird, denn in diesen Umgangsweisen wird ja gerade die Gefahr der eigenen Verwerfung präsent gehalten (vgl. Kap. 3.2.4). Doch auch solche Umwendungen lassen sich (im Material) finden. Deswegen wird nun abschließend diesem Schema von Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen nachgegangen. Umwendungen, die in diesem Bereich verortet sind, sind dadurch charakterisiert, dass in ihnen die Adressierung angenommen und zugleich die Ordnung unterstützt wird. Sie lassen sich unter den Prinzipien *Identifizierung und Bekenntnis* zusammenfassen.

Auch wenn im Material immer wieder verschiedene solcher Momente aufscheinen, wird in den folgenden Szenen auch sichtbar, dass solche Umgangsweisen in besonderem Maße fragil sind – und zwar, weil sie das Subjekt ja gerade als ein prekäres (re-)produzieren. Solche Umgangsweisen sind deshalb auch im Regelfall mit anderen Sicherungsstrategien verquickt. So sind im Folgenden Annahme und Zurückweisung von Adressierungen oftmals unmittelbar miteinander verwoben. Viele der Szenen enthalten ganz verschiedene Weisen der Umwendung. In Bezug auf das vierte Schema von Umgangsweisen lässt sich die Verschränkung mit Strategien der *Verwehrung und Rechtfertigung* jedoch (zudem) als systematisch notwendig begreifen, da die in diesem Bereich verorteten Sicherungsstrategien nur einen ›Platz der möglicherweise keiner ist‹ bereitstellen (vgl. Butler 2006a: 13, auch Kap. 2.3.2).

Dass die eigene Intelligibilität überhaupt (partiell) durch die Annahme der Adressierung und Bestätigung der Ordnung zu sichern versucht wird, muss als eindrücklicher Ausdruck eines grundsätzlichen »Begehren[s] nach Existenz« (Butler 2001b: 25) verstanden werden. Auch eine prekäre Position an der Grenze des Intelligiblen zugewiesen zu bekommen, ist besser als gar keine Position zu haben – selbst wenn dies bedeutet, in gewaltvoller und gefährlicher Weise konstituiert zu sein. Wenn die Alternative darin besteht, überhaupt keine soziale Existenz zu haben, erscheint die Annahme von Adressierungen »im Dienst der Unterwerfung« präferabel (ebd.: 24, siehe auch Kap. 2.2.3). Damit machen Umgangsweisen von *Identifizierung und Bekenntnis* in besonderem Maße die normalisierende Macht gefährlicher Adressierungen deutlich. Durch die Identifizierung mit der Adressierung und der in ihr (re-)produzierten Ordnung erhält das prekäre Subjekt

das Versprechen, doch noch einen Platz innerhalb des Intelligiblen erhalten zu können – aber eben nur für den Fall, dass es bereit ist, sich zu bessern und in diese Ordnung einzufügen.

Im Folgenden wird nun zunächst anhand einer ersten Szene nachvollzogen, inwieweit Strategien des Bekenntnisses zur Ordnung darin resultieren, die eigene Subjektposition auf gefährliche Weise ›an der Grenze‹ zu verorten (Kap. 5.4.1 Eingestehen – Beteuern auf dem Weg der Besserung zu sein). Der Versuch der Sicherung der eigenen Intelligibilität geschieht, indem die eigene Position als ›auf dem Weg der Besserung‹ gekennzeichnet wird. Dadurch wird auch sichtbar, dass Annahme und Abgrenzung von gefährlichen Adressierungen stets eng miteinander verschränkt sind – und zugleich sehr fragil. In der zweiten Szene lässt sich daran anschließend aufzeigen, wie der Versuch der Absicherung dadurch geschieht, dass sich A als Unterstützerin der Ordnung hervorbringt (Kap. 5.4.2 Bewusstsein zeigen – Um die Problematik der eigenen Lage wissen). Indem A die gefährliche Adressierung kollektiviert annimmt und sich nachdrücklich zur Ordnung bekennt, kann sie die eigene Position sichern – denn sie unterscheidet sich dennoch von der Mehrheit derer, denen die Problematik der eigenen Lage noch nicht einmal bewusst ist.

5.4.1 Eingestehen – Beteuern, auf dem Weg der Besserung zu sein

Eine der gebräuchlichsten Strategien im Umgang mit gefährlichen Adressierungen besteht darin, diese zurückzuweisen, indem die eigene Subjektposition in Opposition zu den ›gefährlichen Anderen‹ hervorgebracht wird. Dies geschieht beispielsweise, wenn betont wird, zu Unrecht adressiert worden zu sein (vgl. Kap. 5.1.2). Auch in der folgenden Szene zeigt sich diese Strategie: Immer wieder versucht A die eigene Position als anders als ›die Anderen‹ zu konzeptualisieren. Im Unterschied zu den zuvor dargestellten Szenen sind diese Versuche jedoch in starkem Maße von Umgangsweisen der Identifizierung und des Bekenntnisses durchdrungen. A konstituiert sich im Sprechen über ihre Erfahrung, Teil der Jobcenter-Schlange zu sein, zentral (auch) als prekäres Subjekt. Sie gesteht ein, von den Anforderungen gesellschaftlicher Normalität abzuweichen. Zugleich gelingt es ihr gerade durch dieses Eingeständnis, die eigene Position immerhin noch als bemüht – und damit in Differenz zu denen, die wirklich nicht dazugehören – abzusichern.

I: »können sie noch was (1) können sie das noch mal erzählen wie sie sich da also (1) was sie meinen mit wenn sie sich in diese [jobcenter] schlange dass sie sich unwohl fühlen? Also (1)«

A: »ja klar also es gibt so eine schlange (2) am Donnerstag ist ja frei stund/äh freie sprechstunde in mein jobcenter ja ((holt tief Luft)) ansonsten äh ach so am Donnerstag ist diese freie sprechstunde und wenn es diese freie sprechstunde ist

brauchen die alle eine ablaufzettel (l: hm) das heißt wenn ich jetzt mit meine ansprechpartner von der fi/äh finanzabteilung oder so reden möchte ich brauche diese anlauf äh (l: mhm) dings ähm blatt (1) und ich MUSS ungefähr (1) hinter (1) siebzig achtzig leute stehen (l: mhm) es ist so eine lange schlange sie können sich vorstellen ich muss um neun uhr hingehen ich komme erst um elf dran (1) ja oder um zwölf manchmal und ich gehe hoch und der der sagt zu mir (1) ja äh sie schaffen es heute nicht nehmen sie sich doch einen termin (1) (l schnaubt kurz) und die LEUTE ähm die dort hingehen ähm (2) gucken sie zwanzig jahre ist viel (2) in deutschland zwanzig jahre ist viel (1) und ich müsste eigentlich viel mehr haben (2) oder aus mir selbst gemacht haben (1) aber weil meine vater krank wurde und ich immer meine familie unterstützen musste finanziell (1) ich war immer arbeiten ich konnte nicht äh (1) schulisch (1) viel machen ja (1) also ich war immer arbeiten dies das das geld meine mutter gegeben sie hat hier ihre leben aufgebaut ja (1) und meine bruder hat finanzielle unterstützung von iran gekriegt und hat studiert (1) anstatt das er das macht musste ich das immer machen ja (1) und der hat sich eine wohnung genommen freundin ist weg (1) ich KONNTE das nicht weil meine mutter mir sehr wichtig war (l: mhm) ja (2) deswegen ähm (2) bin ich nach zwanzig jahre in diese situation (1) und nach zwanzig jahre stehe ich nicht gerne in solche schlange (l: hm (2)) also ich würde jetzt gerne (1) arbeiten gehen mein geld verdienen mich um mein kind sorgen ruhiges leben normale arbeitszeiten (1) und mir nicht anhören dass ich von irgendwelchen steuern lebe (1) oder was weiß ich äh in eine schlange stehen (1) wo wirklich die leute stehen die nach fünf monate erst in deutschland sind ja (1) ich habe einmal eine deutsche gesehen (1) die (1) auch gut angezogen war die war in der schlange und ist wegen ihrer hartz IV gekommen (3) es tut mir leid wenn ich das sage es tut mir wirklich leid aber als eine deutsche (2) ich würde mir hier in meine eigene land den arsch aufreißen aber ich würde nie nach jobcenter gehen (2) ich würde sogar betteln gehen toilette putzen (1) was weiß ich morgens bis abends im mc donalds arbeiten oder äh kirche sauber machen dies machen das machen sogar (1) ähm (1) ehrenamtlich arbeiten aber NIEMALS in jobcenter stehen (2) in meine eigene land in iran würde ich das nicht mal machen ja (2) und das ICH jetzt als ausländer (1) nach zwanzig jahre in jobcenter stehe in dieser schlange (1) das ist für mich unter niveau (1) es tut mir leid wenn ich das sage aber ich fühle mich so ja (1) das hat ja auch mit ähm (1) we/selbstwertschätzung (1) und auch mit äh wie sagt man (1) charakter was zu tun es gibt viele das interessiert die nicht die stehen vielleicht noch vierzig jahre dort da die können kein deutsch (1) die wollen nichts aus äh ihrem eigenen leben machen (1) aber ICH müsste normalerweise JETZT studiert haben ich müsste ich müsste normalerweise jetzt beste arbeitsplatz haben (1) ich müsste normalerweise (1) ich müsste normalerweise jetzt das beste leben führen (1) anstatt jetzt hier äh

zu sitzen und in der jobcenter schlange zu stehen (1) und äh sorgen haben wie ich meine rechnungen zahle«

(Szene 246)

Die Szene beginnt mit der Aufforderung dies Interviewer_in an die Interviewte, ihr Unwohlsein angesichts der Praktik des Schlangestehens vor dem Jobcenter (erneut) auszuführen. Dabei ist der Sprechweise von I anzumerken, dass dies ein fragiles Unterfangen darstellt. Denn auch wenn durch die ausdrückliche Rahmung als Anschluss an eine vorherige Aussage von A versucht wird, dies abzuschwächen, erfolgt durch Is Nachfrage eine (Re-)Adressierung von A als Teil der Jobcenter-Schlange-Stehenden und damit als Teil einer prekären Gruppe. A bestätigt in der anschließenden Antwort diese Ansprache durch I, positioniert sich jedoch zugleich durch ihr eindeutiges »ja klar« und die anschließende Erläuterung als souveräne Auskunftgebende, die die Situation kompetent einschätzen und beurteilen kann.

Deutlich wird in dieser Szene, wie riskant der Bezug auf gefährliche Adressierungen (nicht nur) im Interviewkontext ist.²³ In Is Frage zeigt sich, wie heikel es ist, A (erneut) als Teil der Jobcenter-Schlange zu adressieren, da diese bereits zuvor deutlich gemacht hat, dass Teil dieser Schlange zu sein, für sie unangenehm ist. So setzt I im Stellen der Frage mehrfach an und wiederholt Teile von ihr reformulierend. Dadurch entsteht der Eindruck, dass sie sich der Frage über die testweise Formulierung einzelner Bestandteile tastend annähert: I scheint sich zu bemühen, eine Sprache zu finden, die die Tatsache des Schlangestehens zum Thema macht, ohne ihre verletzende Wirkung zu (re-)produzieren – und kann die Geschichte der Adressierung dennoch nicht einfach überschreiben. In der Frage tritt die Unmöglichkeit hervor, eine Sprache zu finden, die die gefährliche Adressierung zum Thema macht, ohne die Verletzung (zumindest teilweise) zu wiederholen. Es wird deutlich, wie die ›Erbschaften des Gebrauchs‹ auch im Versuch der Überschreibung dennoch wirksam werden (vgl. Kap. 2.3.3).

Jedoch wird die gefährliche Adressierung im tastenden Fragen von I nicht einfach nur wiederholt, sondern zugleich aufgebrochen. So wird in der Frage von I

23 Dies zeigt sich auch an vielen anderen Stellen des Materials. Immer wieder wird sichtbar, dass die Bezugnahme auf gefährliche Adressierungen stets Gefahr läuft, die darin enthaltene Verletzung und Unterordnung zu wiederholen, aber auch die Möglichkeit zur Umdeutung beinhaltet (vgl. zur forschungsethischen Reflexion Kap. 4.3.2). Wenn an dieser Stelle nun noch einmal ausführlich auf die (Re-)Produktion einer gefährlichen Adressierung durch I sowie As anschließende Bezugnahme eingegangen wird, dann weil es dadurch möglich wird, herauszuarbeiten, wie fragil der Versuch ist, die eigene Intelligibilität als souveränes Subjekt angesichts solcher gefährlichen Adressierungen herzustellen. Die Thematisierung kann jedoch auch als exemplarisch dafür gelten, wie riskant die Interviewsituation als Anrufungssituation generell ist.

die Legitimität des Unwohlseins anerkannt und damit die Adressierung bereits in Distanz zu ihrer eigenen Aussage gesetzt. Das zögernde Fragen schafft somit auch Raum für Resignifizierungen und eine (umdeutende) Bezugnahme von A. Deren Antwort bringt so dann auch die eigene Position, in starkem Kontrast zu Is Unsicherheit, als auskunftgebende Expertin hervor. In der Interviewsituation entsteht für A auch die Möglichkeit, sich in anderer Weise zu der Adressierung in Bezug zu setzen und damit eine alternative Subjektposition einzunehmen. A positioniert sich so zunächst eindrücklich als souveränes Interviewsubjekt, das Antwort und Auskunft über das Feld geben kann. Dabei scheint es für A angesichts der prekären Lage, die in der anschließenden Erzählung zur Sprache kommt, von entscheidender Bedeutung zu sein, sich als wissendes und kompetentes Subjekt – als Expertin – hervorzubringen (vgl. dazu auch Kap. 4.3.1 und 4.3.2). Dass die eigene Intelligibilität als souveränes Subjekt damit zumindest in der Interviewsituation gesichert ist, trägt bedeutsam dazu bei, dass A über sich selbst in dieser Schlange sprechen kann – obwohl dies mit der Identifizierung mit einer Verortung ›an der Grenze‹ einhergeht.

Im Weiteren berichtet A eindrücklich über die reglementierende und anonymisierende Wirkung der Praktik des Schlangestehens und deren adressierenden Charakter. In der Beschreibung des Anstehens und der reglementierenden Abläufe wird das Jobcenter als Institution charakterisiert, das sich durch Bürokratie und Pauschalisierung auszeichnet. Als Abhängige_r vom Jobcenter, als Teil derer in der Schlange, ist keine_r etwas Besonderes, sondern alle sind Teil der Masse (›und ich MUSS ungefähr (1) hinter (1) siebzig achtzig leute stehen (I: mhm) es ist so eine lange schlange‹). Alle müssen sich einen Ablaufzettel abholen und sich anstellen, alle müssen Teil der Anonymität der Schlange werden und sich den starren Abläufen der Institution unterwerfen. Die Schlange wird von A in ihrer Materialität und verdinglichenden Wirkung beschrieben: als Ort mit spezifischen Regeln und Wirkweisen, an die sich gehalten werden muss. A beschreibt eindringlich die adressierende und positionierende Wirkung durch das Anstehen. Die Schlange ist ein Ort mit spezifischen Regeln, und um Zugang zum Jobcenter zu erhalten, muss man ›Subjekt der Schlange‹ werden und sich diesen Regeln unterwerfen – also beispielsweise warten und akzeptieren, dass über die eigene Zeit von außen bestimmt wird. Insofern ist das Wartenlassen in der Jobcenter-Schlange auch als Herrschaftsmittel des Jobcenters zu verstehen. Anhand der Beschreibung der Praktik des Schlangestehens wird die disziplinierende Dimension innerhalb der Subjektivierung als erwerbsloses Subjekt sichtbar (siehe dazu weiterführend auch Kap. 6.1).

In Gegenüberstellung zu dieser pauschalisierenden Adressierung durch das Jobcenter versucht A zugleich die eigene Subjektposition jenseits dieser Anonymität und Pauschalisierung durch die Jobcenter-Schlange hervorzubringen. Im Sprechen von »mein jobcenter« und »meine ansprechpartner« und in der Schilderung ihres zeitlichen Erlebens setzt sie sich gegen die Pauschalisierung des Schlange-

stehens zur Wehr. Indem sie die individuelle Aneignung der kollektiven Routinen betont, bringt sie die eigene Subjektposition als eigenständige Person mit einer Geschichte und einer Persönlichkeit hervor. Das Jobcenter ist der Ort der langen unüberschaubaren Schlange, die pauschalisierende und anonymisierende Effekte hat. Durch die Betonung der spezifischen, individuellen Verbindung mit diesem, zum Beispiel mit dem *eigenen* Ansprechpartner, versucht A jedoch, ihre persönliche Individualität herauszustellen. A grenzt sich davon ab, (nur) Teil der Masse zu sein, und versucht, als eigenständiges Subjekt Intelligibilität zu erlangen.²⁴

Dieser Versuch, Intelligibilität als eigenständiges Subjekt zu erlangen, geschieht zunächst vorrangig darüber, dass die eigene Individualität in Abgrenzung zur pauschalisierenden Adressierung als Masse, wie sie durch das Jobcenter erfolgt, betont wird. Im Laufe der Szene wechselt der Bezugspunkt der Abgrenzung dann jedoch zunehmend auf »die LEUTE«, die gemeinsam mit A in der Schlange stehen. Beide Abgrenzungsbewegungen dienen der Sicherung der eigenen Intelligibilität und realisieren sich anhand von differenziellen Figuren. Mit deren Hilfe lässt sich nachvollziehen, wie innerhalb der Szene die Strategien von Bekenntnis und Rechtfertigung verschränkt werden. So wird in einer ersten Differenzsetzung das Leben, das man nach 20 Jahren »normalerweise« haben sollte, der eigenen Lebensrealität gegenübergestellt (vgl. Abbildung 8). Dadurch wird das Bekenntnis zur in der Adressierung (re-)produzierten Ordnung herausgestellt, aber auch die eigene (Subjekt-)Position als gescheitert hervorgebracht. Zugleich wird jedoch anhand einer zweiten differenziellen Figur ein Gegenbild ›der Leute‹ beziehungsweise der anderen in der Schlange reproduziert (vgl. Abbildung 9). Mithilfe dieser Figur kann dabei die eigene Subjektposition zumindest partiell abgesichert werden, indem sie von ›den Leuten‹ als Ausnahme abgegrenzt und damit gerechtfertigt wird.

In der ersten differenziellen Figur werden Sein und Sollen gegenübergestellt: Während man sich normalerweise nach 20 Jahren ein unabhängiges und abgesichertes Leben aufgebaut haben sollte, charakterisiert A ihre eigene Lebensrealität darüber, dass sie diesem Bild nicht entspreche (vgl. Abbildung 8). Sie identifiziert sich mit der Adressierung als gescheitertes Jobcenter-Schlangen-Subjekt. A argumentiert, dass Geld vom Jobcenter zu erhalten eigentlich nur akzeptabel sei, wenn dies als Übergangslösung geschehe. Unterstützungszahlungen zu bekommen, sei

24 Auch darin, dass A betont, dass sie hinter »siebzig achtzig leuten« stehen »MUSS« wird deutlich, wie gefährlich für sie die Einordnung in die Masse der Schlangestehenden ist, weswegen es von Bedeutung scheint, immer wieder die eigene Differenz zu dieser herauszustellen. Dies geschieht beispielsweise in der Aussage »das kann man sich nicht vorstellen«. Durch diese wird eine Differenz zur Situation betont und versucht, sich als Subjekt der Interviewsituation zu (re-)produzieren, das die Vereinheitlichung nicht als Normalität akzeptiert, sondern sie als außergewöhnlich und zu skandalisierend benennt.

als zeitlich begrenzte Hilfe legitim, seine Zulässigkeit sei in Abhängigkeit von der eigenen Aufenthaltsdauer im Land zu betrachten. Da sie selbst jedoch bereits länger in Deutschland sei, müsse sie deswegen nun eigentlich in einer anderen Position sein. Deshalb sei es ihr unangenehm, Teil der Jobcenter-Schlange zu sein, beweise dies doch ihre eigene Abweichung von der gesellschaftlichen Norm.

Abbildung 8: Differenzielle Figur »normalerweise« vs. eigene Lebensrealität

Differenz »normalerweise« vs eigene Lebensrealität		Äquivalenz Leben nach 20 Jahren in Deutschland
»ich müsste eigentlich viel mehr haben (2) oder aus mir selbst gemacht haben«	»aber weil meine vater krank wurde und ich immer meine familie unterstützen musste finanziell (1) ich war immer arbeiten ich nicht äh (1) schulisch (1) viel machen«	<i>Bildungskarriere</i>
sich ein eigenes Leben aufgebaut haben	»anhören dass ich von irgendwelchen steuern lebe (1) oder was weiß ich in äh in eine schlange stehen«	<i>Unabhängigkeit</i>
»arbeiten gehen mein geld verdienen mich um mein kind sorgen ruhiges leben normale arbeitszeiten«	»dass ICH jetzt als ausländer (1) nach zwanzig jahren in jobcenter stehe in dieser schlange (2) das ist für mich unter niveau [...] das hatja auch mit ähm (1) we/selbstwert-schätzung«	<i>(finanzielle) Sicherheit</i>
»müsste normalerweise JETZT studiert haben ich müsste ich müsste normalerweise jetzt beste arbeitsplatz haben (1) [...] ich müsste normalerweise jetzt das beste leben führen«	»hier äh zu sitzen und in der jobcenter schlange zu stehen (1) und äh sorgen haben wie ich meine rechnung zahle«	
markiert + (»ich müsste«)	markiert - Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung

Indem A die Legitimität der gesellschaftlichen Anforderungen an sie als Person, die bereits 20 Jahre in Deutschland ist, hervorhebt, positioniert sie die eigene Subjektposition als versagende. Sie wendet sich zur gefährlichen Adressierung des in der (neoliberalen) Ordnung gescheiterten Subjekts um. Indem sie sich nicht nur

zur hegemonialen Ordnung bekennt, sondern auch dazu, von ihr abzuweichen, positioniert sie sich in prekärer Weise an der Grenze des Anerkennbaren. Dabei ist es jedoch gerade dieses Bekenntnis zur Ordnung, durch welches anschließend in einer zweiten differenziellen Figur gleichsam die eigene Intelligibilität zumindest partiell abgesichert werden kann (vgl. Abbildung 9). Denn A positioniert hier die eigene Subjektposition in Abgrenzung zu denen, die »nichts aus äh ihrem eigenen leben machen« wollen und das Stehen in der Schlange nicht mal als Problem anerkennen. Die eigene Situation wird durch A einerseits als Abweichung von der Normalität charakterisiert, andererseits aber auch als Abweichung von denen, die nicht mal mehr den Anspruch haben, Teil der Normalität zu werden.

Gerade durch die explizite Anerkennung der Ordnung, die der Adressierung zugrunde liegt, wird somit die eigene Position in Kontrast zu den ›ganz Anderen‹ konstituiert. Die Gegenüberstellung der eigenen Position als ›auf dem Weg der Besserung‹ gegenüber den ›unambitionierten Anderen‹ etabliert eine Differenzierung zwischen der eigenen (noch) legitimen Position und denen, die wirklich nicht dazugehören. Sie lässt sich als ein Versuch der Immunisierung und Absicherung der eigenen Position durch den Ausschluss der ›ganz Anderen‹ verstehen (vgl. Lorey 2007: 282, siehe auch Kap. 3.2.3).

So stellt A im Laufe der Szene diejenigen, die »fünf monate erst in deutschland« sind, denen gegenüber, die »deutsche [...] auch gut angezogen« sind. Während der ersten Gruppe zugestanden wird, legitimerweise Geld zu erhalten, wird der zweiten Gruppe dies abgesprochen. A konstituiert den Erhalt von staatlicher Unterstützung dann als zumindest potentiell gerechtfertigt, wenn dieser durch ›Ausländer_innen‹ in Anspruch genommen werde. Unter keinen Umständen sei es jedoch legitim, wenn Unterstützungsleistungen durch ›Einheimische‹ in Anspruch genommen werden (»es tut mir wirklich leid aber als eine deutsche (2) ich würde mir hier in meine eigene land den arsch aufreißen aber ich würde nie nach jobcenter gehen«). ›Deutsche Personen‹, so As Argumentation, haben grundsätzlich keine Legitimation, Geld vom Jobcenter zu bekommen. Dies wird insbesondere in As Erzählung über eine sichtbar gut gekleidete ›Deutsche‹ in der Jobcenter-Schlange deutlich: Im ›eigenen Land‹ dürfe man niemals zum Amt gehen. Da man bessere Startbedingungen habe, müsse man vielmehr als ›Deutsche‹ zu stolz sein, um sich in die Schlange des Jobcenters zu stellen – lieber solle man sogar betteln gehen.

Abbildung 9: Differenzielle Figur die Anderen vs. selbst

Differenz die Anderen vs selbst		Äquivalenz in der Jobcenter- Schlange
(haben nicht gearbeitet)	»ich war immer arbeiten dies das das geld meiner mutter gegeben sie hat hier ihre leben aufgebaut ja«	<i>Arbeiten</i>
»eine deutsche gesehen (1) die (1) auch gut angezogen war die war in der schlange und ist wegen ihrer hartz IV gekommen (3)«	»es tut mir wirklich leid aber als eine deutsche (2) ich würde mir hier in meine eigene land den arsch aufreißen aber ich würde nie nach jobcenter gehen«	<i>Nationalität</i>
»es gibt viele das interessiert die nicht die stehen vielleicht noch vierzig jahre dort da die können kein deutsch (1) die wollen nichts aus äh ihrem eigenen leben machen«	»aber ICH müsste normalerweise JETZT studiert haben ich müsste ich müsste normalerweise jetzt beste arbeitsplatz haben (1) [...] ich müsste normalerweise jetzt das beste leben führen (1) anstatt jetzt hier äh zu sitzen und in der jobcenter schlange zu stehen (1) und äh sorgen haben wie ich meine rechnung zahle«	<i>Ambitionen</i>
unmarkiert -	markiert + Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung

Im Anschluss an diese Gegenüberstellung von ›legitimierten Migrant_innen‹ und ›nicht-legitimierten Deutschen‹ versucht A, die eigene Subjektposition im ›Dazwischen‹ dieser beiden Positionen zu verorten. Obwohl die eigene Situation eine Abweichung von der erstrebenswerten Normalität darstellt, steht sie eben doch auch in Opposition zu denen, die noch nicht einmal etwas wollen und kann damit zumindest partiell als intelligibel abgesichert werden. A reklamiert einen besonderen Schutz- und Unterstützungsbedarf aufgrund ihrer Migrationserfahrung. Die eigene Subjektposition wird damit als Zwischenposition zwischen denen etabliert, die legitimer Weise staatliche Transferleistungen in Anspruch nehmen können und denen, die dies zu Unrecht tun.

A versucht ihre selbst konstatierte Abweichung von der Norm zudem durch den Bezug auf die (im Gegensatz zu ihrem Bruder) geleistete Sorgearbeit zu legitimieren. Auch damit formuliert A eine Rechtfertigung dafür, dass das eigene Leben

nicht der Normalitätserwartung entspricht. Im Unterschied zu Kapitel 5.3.2 wird diese Normalitätserwartung allerdings nicht grundsätzlich hinterfragt. Vielmehr wird erklärt, aus welchen guten Gründen man selbst dieser nicht entsprechen könne. Durch das Sorgen für ihren kranken Vater und die eigene Familie sei es A nicht möglich gewesen, in sich selbst zu investieren und ›etwas aus sich zu machen‹. Die eigene Subjektposition wird als solche hervorgebracht, die Care- und Lohnarbeit für die Familie geleistet hat und aufgrund dieser Verantwortung nicht in der Lage war, permanent an der Weiterentwicklung der eigenen Qualifikationen zu arbeiten. Das wäre jedoch notwendig gewesen, um sich eine gute Ausgangsposition innerhalb der Gesellschaft zu verschaffen (›ich war immer arbeiten ich konnte nicht äh (1) schulisch (1) viel machen ja‹).

Mit dieser Rechtfertigung konstituiert A Frauen indirekt als Verantwortliche für Fürsorge und familiäre Absicherung. Wobei sie aber zugleich auch die Selbstverständlichkeit dieser Annahme infrage stellt, wenn sie sagt, dass ihr Bruder mehr Unterstützung als sie erfahren habe. Das zeigt, wie stark gegenwärtig die gesellschaftlichen Anforderungen an eine erfolgreiche Bildungs- und Erwerbsbiographie sind. Es wird eindrücklich sichtbar, dass sich diese auch durch den Verweis auf Sorgetätigkeiten nicht wirksam abschwächen lassen. A konzeptualisiert ihre aktuelle Lebenssituation letztendlich trotz des Bezugs auf die geleistete Care- und Lohnarbeit als gescheitert. Denn dass sie diese Arbeit für ihre Familie übernommen hat, führt nicht zu einer tatsächlichen Sicherung der eigenen Intelligibilität. Vielmehr ist As Position auch diesbezüglich wiederum ›an der Grenze‹ verortet. Ursächlich dafür ist wohl auch, dass Care-Arbeit der Konstruktion von Weiblichkeit immanent und dadurch gerade nicht als gleichberechtigte eigenständige Arbeit anerkennbar ist. Die Anforderung, dass A eigentlich studiert und nun eine feste Arbeit haben müsste, bleibt bestehen (›normalerweise JETZT studiert haben ich müsste ich müsste normalerweise beste arbeitsplatz haben‹), da die geleistete Care-Arbeit nicht ›abrechenbar‹ ist.

Alle Versuche der Absicherung bleiben in Anbetracht der Adressierung, Teil der Jobcenter-Schlangen zu sein, unsicher. Auch deswegen ist es für A von entscheidender Bedeutung, die eigene Subjektposition in die hegemoniale Diskursordnung einzuschreiben. In der Beschreibung der ›ganz Anderen‹ und der eigenen Abgrenzung von diesen versucht A, die eigene Unterstützung der Ordnung zu versichern. Es ist gerade die Annahme der Adressierung und die Betonung der Anerkennung der Ordnung, durch die die eigene Intelligibilität gesichert wird. Das Bekenntnis, ›auf dem Weg der Besserung‹ zu sein, die Identifizierung mit den Regeln der Ordnung sowie die Abgrenzung von den ganz außerhalb des Intelligiblen Positionierten ermöglicht so immerhin eine partielle Sicherung der eigenen Position.

5.4.2 Bewusstsein zeigen – Um die Problematik der eigenen Lage wissen

Anhand der vorangegangenen Szene wurde nachvollzogen, inwieweit es notwendig sein kann, die eigene Subjektposition in die Ordnung einzuschreiben, um diese zumindest partiell zu sichern. Auch wenn die Bestätigung der gefährlichen Adressierung A dabei gerade als prekäres Subjekt (re-)produziert, wird damit einer Positionierung noch weiter im Außen des Intelligiblen vorgebeugt: Besser eine Position ›an der Grenze‹ einnehmen, als wie die ›ganz Anderen‹ im Außen des Intelligiblen verortet sein. Zwar geht mit der Bestätigung der Adressierung die Identifizierung mit einer untergeordneten Position einher – A stellt heraus, dass sie (noch) nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht –, zugleich wird es für A durch sie aber immerhin doch möglich, aufzuzeigen, dass sie die Regeln der Ordnung kennt, sich zu diesen bekennt und dementsprechend (zumindest) ein Subjekt ›auf dem Weg der Besserung‹ ist.

Auch in der folgenden Szene tritt hervor, wie sich A zur gegenwärtigen Ordnung bekennt und sich mit dieser identifiziert. Hier argumentiert A, dass es aktuell einen zu stark versorgenden Staat gäbe und dieser dazu führe, dass das Leben hier und heute nicht genügend wertgeschätzt werde. Dabei konstituiert sich A explizit als Teil der innerhalb der Adressierung abgewerteten Gruppe. Sie wendet sich zu der gefährlichen Adressierung um und stellt heraus, dass sie als Teil der Gruppe derer, die hier leben und denen es zu gut gehe, zu Recht kritisiert würde. Zugleich versucht A die eigene Position als die der Unterstützerin hervorzubringen. Diese Position unterscheidet sich von der Mehrheit dadurch, dass ihr die Problematik der eigenen Lage bewusst ist. Dieses ausdrückliche Bekenntnis zur Ordnung ermöglicht letztendlich zumindest eine partielle Absicherung der eigenen Position.

A: »ich/ich also (2) ich weiß damals bei mir in der schule als ich in der gesamtschule auch war (1) in der weiterführenden dann habe ich (1) als ich immer gesagt habe oah ich KANN das nicht (1) und meinen eltern gesagt habe haben die gesagt sag das nich und ich habe (1) versucht das nicht zu erwähnen weil (1) man kann alles aber die JETZIGE generation also die (1) die jetzt nach uns kommt (1) meine kinder oder die söhne von meinem bruder (1) die sagen (1) oh ich versteh das nich und ich ke/die geben halt sehr schnell auf und ich finde das (1) das ist total verbreitet so dies (1) ich komm nich klar ich lass liegen (1) diese dieser wille ist gar nicht mehr so stark etwas (1) bis zum ende hinaus also bis zum ende zu bearbeiten bis man auf das richtige ergebnis kommt ich glaube WIR haben das noch vielleicht so ein bisschen aber (1) ich glaube die jetzt dazu kommen (1) bei denen geht das immer mehr verloren (2) also so habe ich das gefühl«

I: »und woran liegt das dass denen/«

A: »das leben das leben wurde zu einfach gemacht finde ich durch die ganzen techniken und das ganze (2) in pakistan wäscht man heute noch also da war ich auch total fasziniert als ich in pakistan war bei meinen schwiegereltern (1) die waschen wirklich noch mit der hand (1) und ich habe das EINMAL gemacht und ich habe/ich hatte nur die klamotten meiner kleinen gewaschen die sind KLEIN die sind ja richtig klein das sind nicht so lange hosen wie bei uns (1) aber ich war k.o. danach (1) und die (1) waschen alles mit der hand die (1) fegen selber die haben keinen staubsauger (1) klar so solche luxus/luxusprodukte gibt es auf jeden FALL in pakistan (1) aber die sind auch extrem teuer (1) und hier haben die gar nicht mehr so einen großen stellenwert heute ist das selbstverständlich dass jedes haus halt einen staubsauger hat eine geschirrspülmaschine hat eine waschmaschine sogar einen trockner (1) und so was gibt es einfach in den ländern nicht (1) und ich finde das wird hier nicht mehr geschätzt und deswegen wird EINFACH (1) das wird (1) es wird uns einfach sehr leicht gemacht (1) vieles äh deswegen sind wir auch alle so faul und dick ((l schnaubt kurz)) ((lacht leicht)) das ist WIRKLICH so (1) das ist WIRKLICH so (1) je/jedes haus hat (1) selbst (1) also ich bin ehrlich jetzt zu ihnen (1) SELBST diejenigen die jetzt nur von steuergeldern leben (I: mhm) selbst die haben noch ein auto (2) und in pakistan ist das eben nicht so (1) in pakistan sieht man (1) du bist arm und du bist reich du kannst es und du kannst es nicht (1) da gibt es nicht dieses mittelding und hier hat JEDER (1) jeder der von steuergeldern lebt hat auf jeden fall ein auto (1) jeder von denen hat auf jeden fall ein handy es gibt auf JEDEN fall ein laptop und ein pc zuhause (1) und ich finde das ist überflüssig das system wird uns hier einfach (1) also es wird uns zu einfach gemacht (1) vielleicht auch deswegen weil der staat uns auch nie alleine lässt (1) wir werden hier nicht verhungern wir werden hier nicht sterben (1) aber ((räuspert sich)) trotz alledem finde ich (2) es WIRD auf einer seite ausgenutzt der staat wird (1) wird auf jeden fall von man/manchen menschen (1) oder von manchen gruppierungen äh (1) ausgebeutet (1) auf jeden fall (1) ähm (1) aber es wird auch nicht das ist selbstverständlich geworden (1) viele kommen ja auch nach deutschland und grade in asien die länder (1) die syrer die araber die pakistani die inder (1) die sagen komm wir gehen nach deutschland warum (1) der staat (2) der lässt uns nicht verhungern (1) und das ist wirklich so (1) denn wenn wenn sie mal irgendwann die möglichkeit haben sollten nach pakistan zu gehen und die leute zu befragen (1) wenn sie fragen (1) ja wo würden sie denn gerne auswandern (1) kommt/steht an erster stelle deutschland (I: mhm) und warum? der staat (2) wir kriegen geld (1) wir werden nicht verhungern wir müssen uns nicht sorgen machen ob wir morgen essen haben oder nicht (3) deswegen und ich finde ((räuspert sich)) das leben hier wird

gar nicht mehr so geschätzt (l: mhm) überhaupt nicht mehr das ist total traurig
(2) ((räuspert sich)) ja (3)«

(Szene 92)

Die Szene ist durch As ausführliche und nachdrückliche Identifizierung mit dem Diskurs des ›ausgenutzten Staats‹ gekennzeichnet. A schließt dabei an klassische neoliberale Charakterisierungen und Kritiken eines zu stark versorgenden Staats an. Dieser stelle zu viel Unterstützung und Entlastung bereit und biete damit zu wenig Anreize zum selbstverantwortlichen Tun. Er sei auch dafür verantwortlich, dass wir »alle so faul und dick« sind, denn das resultiere aus dem ›Rumlungen in der sozialen Hängematte‹ sowie aus fehlender Wertschätzung der eigenen Lebenslage. Das aktuelle Leben in Deutschland sei durch Luxus und als Effekt eines (zu viel) versorgenden Staats gekennzeichnet. Dieser sei dafür ursächlich, dass gegenwärtig bei den Einzelnen Eigenantrieb und Wille, sich für das eigene Leben zu engagieren, fehlten.

Dabei entfaltet sich As Bekenntnis zum neoliberalen Staat insbesondere über die kontinuierliche Gegenüberstellung des ›hier und jetzt‹ mit einem ›besseren Anderen‹. So beginnt die Szene damit, dass die Interviewte ihre eigene Kindheit und Jugend in Differenz zum Aufwachsen der jetzigen Generation setzt. Im weiteren Verlauf der Szene wird die darin aufscheinende Opposition von früher und heute dann in die Gegenüberstellung von dort und hier überführt. Insgesamt wird so eine neoliberale mit einer modernisierungskritischen Perspektive verknüpft und dabei die Ursprünglichkeit des ›Früher‹ und ›einfacher Gesellschaften‹ als Fluchtpunkt konstituiert (vgl. Abbildung 10).

Als positives Gegenbeispiel zu einem Staat, der »uns auch nie alleine lässt«, erscheint dabei Pakistan. Dies wird als Land mit einer klaren Ordnung zwischen oben und unten und mehr Eigenaktivität und Verantwortung eingeführt. In Deutschland dagegen würden die Menschen »durch die ganzen Techniken und das ganze« sowie die permanente Begleitung und Unterstützung passiv. Fortschritt und Modernisierung seien also der Ausgangspunkt der aktuellen Problematik der Inaktivität und des Ausnutzens des Staates (»in Pakistan wäscht man heute noch also da war ich auch total fasziniert«). Immer wieder wird auf das Motiv des »es wird uns zu einfach gemacht« Bezug genommen. Zu viel soziale Sicherheit wird als gefährlich konzeptualisiert, da diese antriebslos mache. Es sei dringend notwendig, die Menschen zu einer aktiveren Lebensgestaltung zu bewegen. Die Gruppe »derjenigen die jetzt nur von Steuergeldern leben« ist in As Darstellung in besonderer Weise als problematisch konstituiert.

An den meisten Stellen des Materials folgt auf eine solche Konzeptualisierung einer zu aktivierenden, problematischen Gruppe die Abgrenzung der eigenen Position als Ausnahme von ›den Anderen‹ (siehe zum Beispiel Kap. 5.1.3). Um die eigene

Intelligibilität zu sichern, werden beispielsweise persönliche und/oder organisatorische Gründe angeführt, um zu belegen, dass die eigene Position in keiner Weise der ›der Anderen‹ entspricht. Im Unterschied dazu und vergleichbar zur vorherigen Szene lässt sich hier nun jedoch eine differente Strategie in Bezug auf eine solche gefährliche Adressierung beobachten: A verortet sich explizit als jemand, die selbst zur Gruppe derer gehört, die von Steuergeldern leben. Sie positioniert sich als Teil der von ihr als mangelhaft aktiv und negativ charakterisierten Gruppe.

Dass es möglich wird, diese Adressierung anzunehmen und dabei dennoch die eigene Subjektposition (partiell) zu sichern, ist darin begründet, dass die Adressierung kollektiv verallgemeinert wird. Die Kritik wird im Rahmen der Annahme auf eine größere Gruppe ausgeweitet. Dies drückt sich insbesondere in As Sprechen von einem ›Wir‹ aus (»es wird uns viel zu einfach gemacht«). Im Unterschied zur Umgangsweise, die im Kapitel 5.3.3 dargestellt wurde, geht dies hier aber nicht damit einher, die sich in der Adressierung (re-)produzierende Ordnung infrage zu stellen. Statt zum gemeinsamen Kampf gegen diese aufzurufen, wird sich zur Ordnung bekannt. A konstituiert sich ausdrücklich als Teil derer, denen es zu einfach gemacht wird – und so als Unterstützerin der Ordnung. Dabei gelingt es A durch die Hervorbringung der eigenen Subjektposition als Teil eines umfassenderen ›Wirs‹, derjenigen breiten Gruppe, die heute in Deutschland leben und denen es zu einfach gemacht wird, sich selbst als eine von vielen und damit nur noch als bedingt prekär zu positionieren.

Ein weiterer Aspekt, der dazu beiträgt, dass es A trotz der Annahme der gefährlichen Adressierung gelingt, die eigene Subjektposition zumindest partiell abzusichern, liegt darin, dass die Wirksamkeit gesellschaftlicher Strukturen und staatlicher Regelungen auf individuelle Handlungsweisen betont wird. A argumentiert, dass letztendlich weniger die einzelnen Individuen, sondern vielmehr die gesamtgesellschaftliche Organisation ursächlich für die eigene Situation sei. Alles in allem rechnet sich A damit zwar der Subjektposition des zu sehr bekümmerten ›Wirs‹ zu, grenzt sich jedoch auch entschieden von dieser ab. So stellt sie heraus, dass sie sich hinsichtlich ihrer Bewertung und Reflexion grundsätzlich von diesem ›Wir‹ unterscheidet. Dies wird insbesondere in der Aussage »und ich finde das wird hier nicht mehr geschätzt und deswegen wird EINFACH (1) das wird (1) es wird uns einfach sehr leicht gemacht« deutlich: Der Bezug auf ›uns‹ ermöglicht es, die Gefahr der Adressierung durch die kollektive Bezugsetzung zu abstrahieren und zugleich die eigene Position als ›reflexives Ich‹ abzugrenzen. Dabei muss dieses Bekenntnis zur Ordnung auch als spezifische Umwendung auf die Interviewsituation verstanden werden. In dieser sitzt die Interviewte einim *weißim* Forscher_in gegenüber, die sie als Expertin ihrer eigenen Lebenswelt adressiert. Innerhalb dieser Rahmung lässt sich As Antwort auch als Umwendung zu einer antizipierten Überprüfung ihrer Zuverlässigkeit als neoliberales migrantisches Subjekt lesen, das I beweisen

will, die hegemoniale Ordnung zu kennen und anzunehmen (siehe weiterführend dazu Kap. 6.3).

Die verschiedenen Versuche der Absicherung von Intelligibilität lassen sich auch in Bezug auf die Positionierung innerhalb der sich überlappenden differenziellen Figuren nachvollziehen (vgl. Abbildung 10). So entfaltet sich As Argumentation (auch) durch die Gegenüberstellung verschiedener Gruppen, zunächst temporal, dann lokal. Zu Beginn der Szene wird eine Differenzierung zwischen damals und der ›jetzigen Generation‹ vorgenommen und entwickelt. Die Seite des früher ist dabei unmarkiert und positiv konnotiert, im Gegensatz dazu wird das heute der ›jetzigen Generation‹ (negativ) charakterisiert und markiert: Die ›jetzige Generation‹ gebe zu schnell auf und habe kein Durchhaltevermögen. Die eigene Subjektposition wird dabei als eine Zwischenrolle (›WIR haben das noch vielleicht so ein bisschen‹) konzeptualisiert, die sich zwischen den Polen der strebsamen Elterngeneration und der unstrebsamen Kindergeneration verortet.

Auf Is Nachfrage zu den Gründen dieser Veränderungen findet eine Verschiebung von einer temporären zu einer lokalen Differenzierung statt.²⁵ Die Interviewte unterbricht I während der Frage, um unmittelbar zu begründen, dass die Ursache dessen, dass es heute anders als damals sei, darin liege, dass das Leben »zu einfach gemacht [wird] finde ich durch die ganzen Techniken und das ganze«. Danach wird der Bezugsrahmen der Differenzierung geändert, wobei die grundsätzliche Gegenüberstellung aufrecht erhalten bleibt. Nun werden Pakistan und »wir hier« gegeneinandergestellt und charakterisiert. Es ist jetzt das »wir hier«, wie zuvor die ›jetzige Generation‹, das dadurch gekennzeichnet ist, dass zu wenig Eigeninitiative und Aktivierung existiert.

25 In dieser Verschiebung der differenziellen Figur wird deutlich, inwieweit die Verkettung verschiedener Debatten und gesellschaftlicher Adressierungen durch gemeinsame Rahmungen und Bezugspunkte erfolgt, die es ermöglichen, auch scheinbar unabhängige Argumente aneinander anzuschließen und miteinander zu verketteten. So wird es beispielsweise möglich, von der zunehmenden Technisierung unmittelbar darauf zu schließen, dass die Menschen heute zu dick seien. Zwei Themen – technischer Fortschritt und ›Gesundheit‹ – werden so zum Ausdruck ein und derselben grundsätzlichen Gegenwarts kritik.

Abbildung 10: Differenzielle Figur früher → dort vs. heute → hier

Differenz		Äquivalenz
früher → dort (früher → »in pakistan«)	vs	heute → hier (»JETZIGE generation« → »wir«)
»als ich immer gesagt habe oah ich KANN das nicht (1) und meinen eltern gesagt habe haben die gesagt sag das nicht«		»geben halt sehr schnell auf« <i>Durchhaltevermögen</i>
		kein starker Wille, Dinge nicht mehr bis zum Ende tun
		»das leben wurde zu einfach gemacht finde ich durch die ganzen techniken und das ganze« <i>Lebensumstände</i>
Positionierung		Positionierung (I)
Shift von früher und heute zu hier und dort Wechsel der Positionierung		
alles mit der Hand waschen, fegen		Waschmaschine, Staubsauger, Geschirrspülmaschine, Trockner <i>Aufwand für Alltagsaktivitäten</i>
Luxusprodukte sind extrem teuer		Luxusprodukte sind selbstverständlich, werden nicht mehr geschätzt <i>Luxusprodukte</i>
»sieht man (1) du bist arm und du bist reich du kannst es und du kannst es nicht (1) da gibt es nicht dieses mittelding«		»jeder der von steuergeldern lebt hat auf jeden fall ein auto [...] und ich finde das ist überflüssig« → man erkennt nicht mehr einfach wer arm und reich ist (»SELBST diejenigen die jetzt nur von steuergeldern leben«) <i>Sichtbarkeit von Armut</i>
(Leute dort sind strebsam)		»deswegen sind wir auch alle so faul und dick« <i>Eigenaktivität</i>
(Leben ist schwerer und komplizierter)		»es wird uns einfach sehr leicht gemacht«
keine basale Absicherung		Geld vom Staat bekommen, Absicherung gegen Verhungern <i>Absicherung</i>

(Staat zwingt zur Eigenverantwortung)	»der staat uns auch nie alleine lässt«, Selbstverständlichkeit der staatlichen Versorgung	
(Leben wird mehr geschätzt)	»das leben wird hier gar nicht mehr so geschätzt überhaupt nicht mehr das ist total traurig«	<i>Wertschätzung</i>
unmarkiert +	markiert - tlw. Positionierung	Markierung Bewertung Positionierung (II)

Mit der Verschiebung der differenziellen Figuren wechselt zugleich die Art und Weise, wie sich die Subjektposition der Interviewten (re-)produziert. Während A zu Beginn der Szene hinsichtlich der Generationenfrage zumindest noch partiell ›auf der guten Seite‹ steht, positioniert sie sich später zunehmend als Teil des ›Wirs‹ und damit auf der negativ bewerteten Seite. Es findet also zunächst, wie anhand vorheriger Szenen zu den Strategien von *Verwehrung und Rechtfertigung* ausgeführt, eine Positionierung in Abgrenzung von ›den Anderen‹ statt (vgl. Kap. 5.1). Im Weiteren wird die eigene Position zunehmend in das ›Wir‹ eingeschrieben, welches gleichzeitig negativ bewertet wird. Die Adressierung wird angenommen und die darin (re-)produzierte Ordnung bestätigt. Eine (Ermöglichungs-)Bedingung dafür liegt darin, dass diese Positionierung zugleich mit einer Distanzierung einhergeht, da A die eigene Position auch darüber bestimmt, eben dieses ›Wir‹ zu kritisieren.

Dabei konstituiert sich die Interviewte in einer Zwischenposition. Sie ist weder der einen noch der anderen Seite vollständig zugehörig. Auch wenn A Teil des prekären ›Wirs‹ ist, kann sie sich durch ihre Einschreibung in die Ordnung im Bereich des Intelligiblen halten. Sie grenzt die eigene Position von denen ab, die das Leben hier selbstverständlich hinnehmen beziehungsweise gar nicht mehr über dieses nachdenken und deswegen das Außerhalb darstellen. Die eigene Verortung findet also wiederum in einer Position des ›Dazwischen‹ statt: Sie gehört zwar zum (problematischen) ›Wir‹, weiß jedoch das Leben hier zu schätzen, da sie dieses nicht als selbstverständlich erachtet. Die eigene Position wird der abgewerteten Position des ›Wirs‹ zugleich zugerechnet sowie von ihr unterschieden und abgegrenzt. Über die Anerkennung der Ordnung wird es A somit möglich, die eigene Position als Unterstützerin dieser hervorzubringen und abzusichern. Sie ist zwar Teil des ›Wirs‹, unterscheidet sich zugleich jedoch grundlegend von diesem, da ihr die eigene Abweichung – und Schuld – bewusst ist.

Angeschlossen wird damit auch an eine Argumentation, dass man sich nicht beschweren dürfe, weil es den anderen woanders wirklich schlecht gehe (»jeder der von steuergeldern lebt hat auf jeden fall ein auto (1) jeder von denen hat auf jeden fall ein handy es gibt auf JEDEN fall ein laptop und ein pc zuhause (1) und ich finde

das ist überflüssig das system wird uns hier einfach (1) also es wird uns zu einfach gemacht (1)«. Vielmehr solle man dankbar sein. Die Sicherung der Subjektposition geschieht über die explizite Unterstützung der Ordnung und das damit verbundene Bekenntnis zu den Prinzipien der Eigenverantwortung, Selbstbeteiligung und Individualisierung. Es geht darum, die passive Abhängigkeit vom Staat zurückzuweisen und stattdessen aktiv Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen – oder zumindest klarzustellen, dass man dieser Norm zustimmt und sich dahingehend aktivieren lassen wird. Damit wird die Grenze des Intelligiblen letztendlich anhand der Frage der Dankbarkeit und in Bezug auf das Bekenntnis zur Unterstützung der Ordnung gezogen. Die eigene Position kann trotz der Annahme der Adressierung (zumindest vorläufig) gesichert werden, da sie insofern anders ist, als dass sie sich mit der Ordnung identifiziert.

Zu Beginn dieses Kapitels wurde dargelegt, inwieweit Sicherungsstrategien, die den Prinzipien der Identifizierung und des Bekenntnisses folgen, in besonderem Maße fragil sind: Gefährliche Adressierungen anzunehmen und die in ihnen (re-)produzierte Ordnung zu unterstützen, hält für das Subjekt stets die Gefahr der Verwerfung präsent. Wenn trotz dessen – wie es in dieser wie auch der vorangegangenen Szene geschieht – versucht wird, die eigene Intelligibilität über das Bekenntnis zur Ordnung zu sichern, dann wohl deswegen, weil dies als (einzig) zugängliche Möglichkeit erscheint, nicht gänzlich verworfen zu werden. Weiter oben (vgl. Kap. 3.1.3) wurde herausgearbeitet, dass Zustände der Verwerfung – Nicht-Anerkennung und Unintelligibilität – nicht als kategorial, sondern als graduell verstanden werden müssen. In diesem Sinne lässt sich die Fragilität der beschriebenen Sicherungsstrategien als Auseinandersetzung darum begreifen, an welcher Stelle des Spektrums der Verwerfung die eigene prekäre Subjektposition verortet wird und das Bekenntnis zur Ordnung als Kampf darum, etwas weniger verworfen zu sein.

5.5 Zusammenfassung der unterschiedlichen Sicherungsstrategien

Im Durchgang zehn exemplarischer Szenen des Materials wurden verschiedene Umgangsweisen angesichts gefährlicher Adressierungen analysiert und eine Skizzierung des Raums unterschiedlicher Umwendungen vorgenommen. Aufgezeigt wurde dabei, dass sich der Raum der unterschiedlichen Sicherungsprozesse im Kontext prekärer Subjekt-Bildung anhand zweier Dimensionen aufspannen lässt. Zum einen hinsichtlich der Frage, ob in ihnen (gefährliche) Adressierungen eher abgewehrt oder eher angenommen werden. Zum anderen in Bezug darauf, ob in Sicherungsprozessen die in Adressierungen (re-)produzierte machtvolle Ordnung eher unterstützt oder eher infrage gestellt wird. Innerhalb dieses Raums lassen sich auf diese Weise vier verschiedene Bereiche lokalisieren. Jeder dieser Bereiche steht

für ein Prinzip der Umgangsweise mit gefährlichen Adressierungen, anhand derer sich Subjekte in prekärer Weise bilden: Verwehrung und Rechtfertigung, Skandalisierung und Delegitimierung, Umdeutung und Relativierung, Identifizierung und Bekenntnis (vgl. Abbildung 2 auf Seite 161).

Als *Verwehungen und Rechtfertigungen* lassen sich solche Umwendungen verstehen, in denen die persönliche Betroffenheit durch Adressierungen zurückgewiesen und zugleich die darin (re-)produzierte Ordnung bestätigt wird. Es wird sich beispielsweise dagegen verwehrt, so zu sein wie die ›gefährlichen Anderen‹. Oder die eigene Intelligibilität wird gesichert, indem die persönliche Situation darüber gerechtfertigt wird, dass betont wird, die Regeln des Spiels zu kennen und sich zu diesen souverän in Bezug setzen zu können. Dem zuweisenden Charakter machtvoller Anrufungen wird dadurch begegnet, dass versucht wird, sich diesem zu entziehen, indem die eigene Subjektposition als different positioniert wird.

Sicherungsstrategien, mit denen Adressierungen abgewehrt, die in ihnen (re-)produzierte Ordnung jedoch infrage gestellt wird, wurden unter den Prinzipien von *Skandalisierung und Delegitimierung* beschrieben. Die eigene Intelligibilität wird hier dadurch gesichert, dass der Adressierung als solche ihre Legitimität abgesprochen wird – zum Beispiel da diese auf rassistischen Annahmen beruht oder indem die eigene Adressierung durch das Jobcenter skandalisiert wird, da sie den Ansprüchen einer ›modernen Dienstleistung am Arbeitsmarkt‹ nicht entspricht. Die Sicherung der eigenen Subjektposition geschieht über Versuche, die Anklage, die mit ihr verbundene Zuweisung und ihre Rechtmäßigkeit als solche in Zweifel zu ziehen.

Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen, die die Ordnung infrage stellen, dabei jedoch die Adressierung selbst bestätigen, lassen sich als *Umdeutung und Relativierung* fassen. Exemplarisch lässt sich hier auf Versuche verweisen, in denen parodierend über die hohen Anforderungen an Mütter gesprochen wird, womit diese als überzogen zurückgewiesen werden können. Ein anderes Beispiel sind Versuche, die Subjektposition der Mutter statt als Problem für den Arbeitsmarkt, vielmehr als positiven Ausgangspunkt von Solidarität umzudeuten. Gefährliche Adressierungen werden hierbei umzuarbeiten versucht, indem sich bemüht wird, ihnen eine andere Bedeutung zuzumessen.

Als *Identifizierung und Bekenntnis* können schließlich solche Sicherungsstrategien verstanden werden, in denen die Adressierung angenommen und zugleich die Ordnung unterstützt wird. Hier wird die eigene Intelligibilität dadurch zu sichern versucht, dass über das Bekenntnis zu den Normen der Ordnung die eigene Subjektposition als im Prozess der Besserung befindlich positioniert wird. Oder aber es wird über die Identifizierung mit deren Prinzipien die eigene Position als einsichtig geschildert. Die eigene Subjektposition wird zwar ›an der Grenze‹ positioniert, damit jedoch zumindest vor dem weitergehenden Verlust von Verständlichkeit und Anerkennung zu bewahren versucht.

Der Durchgang durch die unterschiedlichen Szenen hat es ermöglicht, *verschiedene* Sicherungsstrategien im Kontext ›prekärer Mutterschaft‹ in ihrer Vielschichtigkeit und Prozesshaftigkeit nachzuvollziehen. In den Blick genommen werden konnte so die Bandbreite davon, wie (gefährliche) Adressierungen Wirksamkeit erlangen, wie Intelligibilität zu erreichen versucht wird, welche Formen der (widerständigen) Umgangsweisen mit gefährlichen Adressierungen existieren und welche (kritischen) Bezugnahmen auf die Bedingungen des eigenen Seins (un-)möglich sind. Mithilfe der Betrachtung der Vielschichtigkeit dieser Kämpfe und ihrer unterschiedlichen Ausgestaltung konnte die Komplexität prekärer Subjektivierung aufgezeigt werden. Es wurde damit möglich, die Ausgestaltung der ›Kämpfe ums Möglichwerden‹ innerhalb von Prozessen prekärer Subjektivierung zu analysieren und der Relation von Anrufung und Umwendung systematisch nachzugehen.